

Kaseburg

Der Ryikstrom zieht immer noch durch saftig grüne Weiden. Auf Warhe/ Wache steht treu und fest der alte Mühlenberg. Die alten Eichen rauschen noch zu beiden Seiten. An der Straß` und auf dem langen Berg, da die Erwachsenen fröhlich unter ihnen gingen. Die Kinder aber freudig jauchzen, spielen, singen.

Der hohe Kirchturm grüßt noch immer aus der Ferne. Am Ufer raunt das Schilfrohr uns ins Ohr:

Die Sonne, Mond und all die lieben Sterne

Zieh`n ihre Bahnen weiter nach wie vor

Die alles wartet, bis Du kehrst einmal zurück

Und endlich findest Du die Ruhe und Dein Glück.

Was einstmals auch Dein Herze hier verlor, `s war schwer, doch musst den Mut ? Du nur behalten!

Dann, denn? reißt die Hoffnung stärkend sieh empor:

Sieh`alles blieb Dir treu! Auch Du musst Treue halten.

Diesem allen in der Ferne. Auf diese schweren Tage einmal die Heimkehr folgt.

Ein Ende hat dann alle Plage!

Etwas über Kaseburg

Der Name „Kaseburg“ stammt von dem wendischen Namen „Carisubuo“ d.h. Schhönwald her.

An die germanischen Ureinwohner, die Goten; erinnert nichts mehr. Sie haben hier, wie auf Joma- lat. „Jumata“- d.h. auf Usedom-Wollin dem edlen Waidort gehuldigt, den Frauen aber die dürftige Landwirtschaft und Viehzucht überlassen.

Im 5.Jahrhundert wanderten die wendischen? zu. Sie betrieben vornehmlich Fischerei und Viehzucht, nebenbei auch etwas Landwirtschaft. An den ganannten? erinnern noch die von Lehm und Fahrwerk erbauten, mit Rohr gedeckten alten Hütten, die sogenannten „Wendenhäuser“. (Franz Tiegs später???)

Der Name „Carisubuo“ („Schönwald“) ist berechtigt. Heute noch gibt es an der Kaiserfahrt entlang Waldpartien, die einen herrlichen Ausblick darbieten und an Rügen und Thüringen erinnern. Ein großer Naturfreund, der bei mir zu Besuch war und mit dem ich das Gebiet durchstreifte, rief ganz erstaunt aus: „Hier gibt es ja Waldpartien die wir auf Rügen nicht besser haben!“ (Er stammte von Rügen).

Zu alten Zeiten muß es noch schöner gewesen sein, denn da war der Wald noch bedeutend größer. Er dehnte sich damals bis zum heutigen Ortsteil Fresenland aus. Alles Ackerland, das heute als Abfindung bekannt ist, war vormals Wald.

Die Benennung Abfindung hat folgenden Grund: Die Ortsbewohner hatten in alter Zeit das Recht, ihre Schweine in den Wald zur Eichelmast zu treiben. Den Landesherren war dieses Recht unbequem. Sie boten den Weide berechtigten einen Teil des Waldes an, wenn sie auf das Recht Verzicht leisten würden. Nach längeren Verhandlungen kam eine Einigung zustande. Jeder beteiligte Einwohner erhielt ein festbegrenztes Stück Wald als Ersatz für ein abgetretenes Weiderecht. Die Weidestücke wurden nach und nach urbar gemacht und ergaben gute Ackerflächen, die allgemein als Abfindung benannt wurden. 1940 waren noch Abfindungen vorhanden, deren Baumbestand abgeholzt war, die aber nicht anbaufähig waren. Gestrüpp, Brombeeren, Heidekraut usw. wucherten ungehindert wild durcheinander. Erst als 1943? die Schlicküberspülung der im allgemeinen niedrig gelegenen Anbauflächen in Angriff genommen wurde, mussten die Besitzer gezwungen werden, ?, die Überspülung hindernden Bodenbewuchs, zu beseitigen.

Der ältere Ortsteil ist das sogenannte „Dorf“. Es liegt in der Nähe der Kirche. Die Bauernreihe, die noch heutige Bezeichnung einer Dorfstraße zeugt davon, dass hier einstmals, wie auch noch jetzt, die eigentlichen Bauern ihre Wirtschaften hatten. Nördlich kurz vor der Bauernreihe lag früher das Gut Kaseburg. Vor längerer Zeit wurde es aufgeteilt. Im Laufe der Jahrhunderte siedelten sich an der Swine und am Ryikstrom entlang Menschen an und es entstanden die Ortsteile „Hohm“ und „Fresenland“. Letzteres wurde häufig scherzweise „Friesenland“ genannt.

Kaseburg hatte nur eine Hauptstraße. Sie war ehemals die Fortsetzung der Landstraße Swinemünde-Kaseburg und zieht sich am Swine- und am Ryikstrom entlang. Von der Fähre bis bis zu ihrem Ende in Fresenland ist sie gut 4km lang. Bis um 1900 herum war es eine sandige, schwerbefahrene Straße. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde sie gepflastert. Diese Verbesserung verdankt das Dorf den Bemühungen des damaligen Landtagsabgeordneten von Böhlendorf-Kölpin. Seinem Wirken ist es auch zu verdanken, dass kurz darauf auch die sandige Landstraße nach Swinemünde durch eine Chaussee ersetzt wurde. Das geschah im Jahre 1904.

Die ehemaligen sandigen Straßen waren der Grund, dass die Bauern für die Stadtfahrten Achsenwagen benötigten. Mit ihren breiten Rädern kamen diese noch gut durch den losen Sand. Federwagen, mit ihren schmalen Rädern waren nicht zu gebrauchen. Als aber die Straßen die feste Decke hatten, fuhren die Bauern stolz im leichten Federwagen nach der Stadt.

Aus der Zeit der Achsenwagen kommt mir eine Erinnerung. Auch das Brautpaar musste, wenn es zur Kirche fuhr, solchen benutzen. Im ersten Wagen saßen die Brautleute und die Trauzeugen. In den folgenden Wagen waren die Schwiegereltern, Verwandte und Gäste. Auf dem Wege nach der Kirche kam es häufig zu Wettfahrten zwischen den Fahrern. Dabei fuhren die Wagen manchmal gegeneinander und es gab Zusammenstöße. Oftmals wurden auch die Fahrer von den Insassen dazu überredet. „Wir müssen vor dem Brautpaar da sein!“ hieß es oder „Deine Pferde sind doch besser, als die vor uns“ riefen sie ihm zu.“ Es ist der reine ?,

aber keine Hochzeitsfahrt“, drang es ihm ins Ohr. Und dann ging's los. Wenn erst einer anfang, folgten bald die anderen und in sausender Fahrt ging es der Kirche zu. Jeder war froh, wenn es glücklich

abließ. Ich erinnere mich, dass bei meiner Hochzeit, 1900, dem Fahrer streng verboten war, sich an etwaiger Wettfahrt zu beteiligen. Mein Schwiegervater sagte zu ihm: „Wenn die anderen versuchen, einander vorbeizufahren, geht Dich das nichts an“. Auch der Fahrer seines Wagens war so instruiert. Es blieb alles ruhig. Diese Vorsicht war berechtigt. Mir wurde erzählt, dass es bei diesen Wettfahrten durch den Zusammenprall der Wagen zu Arm- und Beinbrüchen gekommen sei und eine allgemeine Störung des Hochzeitfestes herbeigeführt habe.

Trotz ihrer sandigen Beschaffenheit war die Dorfstraße auf der Strecke von der Anlegebrücke bis zur jetzigen Molkerei. Eine schöne Straße. Sie war sehr breit. In der Mitte war der eigentliche Fahrweg, auf dem bequem zwei mit Heu beladene Fuhrwerke aneinander vorbeikamen. Zu beiden Seiten waren breite grüne Rasenflächen. Daran schlossen sich die Vorgärten und Wohnhäuser. Längs der Vorgärten zogen sich die Fußgängersteige hin. Inmitten der Grünflächen standen große Eichen. Es war eine Eichenallee. Später, als die Straße gepflastert wurde, pflanzte die Kreisverwaltung zu beiden Seiten der neuen Straße Eichen an, so dass auf dieser Strecke eine Doppelallee entstand. Von der Fähre bis zum Grundstück des Fischhändlers Fierk wurden Ulmen gesetzt und von dort bis zur Anlegebrücke kamen Eschen zu stehen.

Der Besucher, der die Fähre verließ kam anfänglich durch ein kleines Stückchen Wald und einer Ulmenallee. Nach etwa 300 Meter Wanderung fesselten seinen Blick zwei recht eigenartig gewachsene Kiefern. Sie stehen an der linken Seite auf einer kleinen Anhöhe, sind vom Sturme mächtig zerzaust und recken ihre krummen und windschiefen Arme zum Himmel. Ihres eigenartigen Wuchses wegen stehen sie unter Naturschutz. Kunstmaler lieferten sie oftmals Motive zu ihren Bildern. Hatte sich das Auge daran sattgesehen und schweifte weiter nach rechts, sah es links die Wasser der Heidefahrt und die Häuser von Werder und Pritter. Geradeaus traf sein Blick auf die Berge von Lebbin, die pommersche Schweiz genannt. Auch dies Bild ist von Kunstmalern oft nachgebildet worden. Weiter überschaut der Besucher von diesem Standpunkt aus die leichte Krümmung der Heidefahrt. An ihrem südlichen Ufer waren neben dem grünen Vorlande die schmucken, vielartig gebauten Wohnstätten.

Auf dem Wasser sah er Fischer- und Ruderboote. Leicht glitten Segelschiffe und Boote dahin. Dampfer und Schleppzüge durchfuhren das Wasser. Enten, Seehähne, Blass und Wasserhühner trieben darauf ihr Spiel. Über dem Wasser zeigten die Möven ihre Künste. In der Luft kreisten Gabelweihe, Störche und Kraniche, Kronschapfen (gr. Brachvogel) und Fischreiher ließen aus der Luft ihren Ruf erschallen.

Bei seinem weiteren Gange auf der Dorfstraße kommt der Besucher an der Anlegebrücke vorbei und wandert durch die schon erwähnte Doppelallee, bis er zuletzt bei der Kirche den Spaziergang abbricht und im Gasthause Erquickung findet.

Die Anlegebrücke mit dem Bollwerk hat eine historische Bedeutung für Kaseburg. Von 1637- 1653 soll in der Nähe eine schwedische Galeere immer fahrbereit gelegen haben. In der Swine war eine

kleine schwedische Flotte stationiert zur Sicherung gegen die Kaiserlichen. Die Galeere war das Hauptschiff der Flotte und stand unter dem Befehl des schwedischen

Admirals Lars Strüksiehm. Es steht geschichtlich fest, dass Kaseburg in jener Zeit sein und seiner Gemahlin Barbara erwählter Aufenthaltsort war. Die Ortschaft, namentlich aber die Kirche, verdankt ihm viel. Er ordnete die Einkünfte des Pfarrers und schenkte der Kirche silber-vergoldetes Abendmahlsgeräte, Altardecken, eine Turmglocke und eine Turmuhr.

Er lebte in Kaseburg bis zu seinem Tode und ist im Altarraum beigesetzt. An diesen schwedischen Admiral erinnern im Gotteshause noch eine dort vorhandene Grabplatte, eine von der dankbaren Gemeinde angebrachte Gedenktafel in Holzschnitzerei. Sie ist mit dem Sie ist mit dem National- und Flottenzeichen geschmückt und heißt heute allgemein das Schwedenwappen. Ferner erinnert an ihn eine schwarze alte Fahne (die sogenannte Schwedenfahne) mit folgender, heute unlesbarer, goldener Inschrift:

„Der Wohlgestrenger, fester, mannhafter Herr Lars Abathson Strühsjehm, Ihrer Königlichen Majestät zu Schweden wohlbestellter Leutnant-Admiral ist zu Nördköping in Schweden anno 1574 im August geboren und den 2. Oktober 1653 allhier zu Caseburg selig verstorben seines Alters (im) 79. Jahr, dessen Seele Gott gnädig sei und dem Liebe in der Erde eine sanfte Ruhe, auch eine selige Auferstehung verleihen wolle.“

An diese Schwedenzeit erinnert auch noch der Fund einer schwedischen Kupfermünze aus dem Jahre 1630, die der Pastor Herrmann im Pfarrgarten fand.

Ehe ich nun über staatliche, kirchliche u. andere Einrichtungen berichte, will ich erst über die Bewohner etwas sagen. Sie waren ein fleißiges und sparsames Völkchen. Es setzte sich zusammen aus Bauern, Landwirten, Gewerbetreibenden, Einzelhändlern, Seefahrern, Fischern, Beamten und Arbeitern in der Landwirtschaft, dem Gewerbe und der Industrie.

Die Bauern u. Landwirte bezogen ihre Einnahmen hauptsächlich aus der Viehzucht. Jungvieh, Kälber, Schweine, Milch, Butter und Eier brachte die meisten Gewinne. Die Ackerwirtschaft war gering. Ihre meisten Grundstücke waren Wiesen und Weiden. An einem Beispiel will ich versuchen klar zu machen, wie das Verhältnis zwischen Acker- und Grünland war. Zu meiner Lehrerbesoldung gehörten auch 14 Morgen Ländereien. Davon waren $4\frac{1}{4}$ Morgen Weide, 8 Morgen Wiese und nur $1\frac{1}{2}$ Morgen Acker. Extra in diesem Verhältnis standen die einzelnen Flächen auch bei den größeren und kleineren Wirtschaften. Ackerland war ein begehrter Artikel. Die Pfarr- und Schulländereien und die Ackerstücke einzelner kleiner Eigentümer fanden immer gutzahlende Pächter.

Eine weitere hübsche Einnahmequelle war die Rohrnutzung. An den Ufern der Weiden und Wiesen waren große Rohrplantagen. Die größeren Besitzer schnitten im Winter, wenn das Eis trug, 80-100 Schork Rohr. Ein Bündel hatte etwa 20cm Durchmesser. Die kleineren Besitzer waren mit einigen Schork zufrieden. Im Laufe des Winters kamen die Aufkäufer der Rohrgewebefabriken und kauften das Rohr auf. Sie zahlten 4-6RM für das Schock. War im Frühjahr kein Eis mehr zu befürchten,

kamen große Lastkräne u. holten das Rohr ab. Ein gutes Geschäft machte dann auch der Gastwirt, denn auch bei dem kalten Wetter tat ein Schnaps oder warmes Getränk (meistens Grog) gute Dienste. Es kamen aber auch Jahre, da diese Einnahmequelle versiegte. Wenn das Eis am Ufer durch Sturm oder Tauwetter zerbrach, bevor das Rohr geschnitten und an einen sicheren Ort gebracht worden war, vernichteten die Eisschollen Rohrernte. Das war dann ein böser Ausfall.

Wenn im Herbst die Baumwurzeln ihre Arbeit einstellten und damit der Saftauftrieb in die Stämme der Bäume aufhörte, hörte man im Walde den harten Klang der Axtschläge der Holzschläger, vernahm das Singen der scharfen Holzsägen und weithin drang das Krachen der niederstürzenden Waldbäume durch den sonst so stillen Forst. Dies währte bis zum Frühjahr, bis die Wurzeln zu neuem Leben erwachten und dem Baum wieder frischen Saft zuführten. Durch die harte und schwere Arbeit der Holzschläger, die ihnen wohl guten Verdienst brachte, aber dafür auch viel Kraft und Ausdauer von ihnen forderte, waren im Laufe der Schlagzeit viele, viele Festmeter Brenn – und Nutzholz geschlagen worden. Der Bedarf der Bewohner war gedeckt, der andere Teil ging an die Holzhändler und Holzindustrie. Hatten diese ihre benötigte Menge Holz erworben, kam für die Kaseburger Fuhrwerksbesitzer die Zeit zu neuem Geldverdienst.

Holzhändler und –industrie mussten das gekaufte Holz auf ihre Holzhöfe schaffen, die meistens weit entfernt in den Großstätten lagen, zum größten Teil in Stettin. Der Transport geschah auf dem Wasserwege und auch durch die Bahn. Der Wasserweg wurde bevorzugt, da er weniger Unkosten machte als der Bahntransport. Wie aber nun das Holz aus dem Walde nach den Verladestellen schaffen? Die Lösung dieser Frage brachten die Kaseburger Fuhrwerksbesitzer. Sie schlossen. Sie schlossen mit den Käufern Verträge, die sie verpflichteten, in einer bestimmten Zeit gegen Zahlung eines festgelegten Betrages für den Festmeter das Holz nach den Verladestellen zu schaffen. Zwei Männer in Kaseburg waren es, die hauptsächlich diese Arbeit vertraglich übernahmen. Es waren der Bauer Heinrich Bartelt und der Fuhrwerksunternehmer Wilhelm Zastrow. Aus eigener Kraft aber war es ihnen nicht möglich, diese übernommene Arbeit auszuführen. Sie nahmen andere Pferdebesitzer als Hilfskräfte an und die waren froh, in der Zeit, da auf dem Acker und auf den Wiesen keine Arbeit war, gutes Geld zu verdienen. Es waren: Gustav Arndt, Paul Ramm, Wilhelm Lempke, Karl Berndt, Paul Frank, Max Wellnitz, Otto Zastrow, Otto Ratz, Otto Gutzlaff und Geschwister Berndt Watzig und Eduard Krüger.

Es war nun nicht so, dass die beiden Unternehmer (mit) den Helfern für den Festmeter weniger gaben als sie vertraglich erhielten, sondern sie bekamen denselben Lohn. Wenn die Holzzettel mit den Zagen- und Holznummern eingingen, kamen sie zusammen und verteilten die Holzmenge, je nach der Leistungsfähigkeit des Einzelnen. In gewissen Zeiträumen wurden die Fuhrgelder verteilt. Diese Arbeit brachte einen guten Verdienst, denn mehrere hunderte RM, oft sogar über tausend RM waren in der damaligen Zeit sehr viel Geld.

Die kleinen Pferdebesitzer, die nur ein Pferd hatten, fuhren das Holz der übrigen Einwohner heran. Im Frühjahr bestellten sie deren kleine Ackerflächen und im Sommer verbesserten sie ihre Finanzen durch Heufahren.

Die Seefahrt brachte viel Geld in das Dorf. Als die Segelschiffahrt noch blühte, nahm der größte Teil der männlichen Bevölkerung auf Segelschiffen Dienst. Sie fuhren als Schiffsjunge, Leichtmatrose, Vollmatrose und Steuermann. Einige waren sogar Besitzer eigener Segelschiffe. Ich erinnere an die Kapitäne Jahnke, Schupp und Arndt. Die Besatzung ihrer Schiffe waren vorwiegend Kaseburger.

Im Frühjahr, wenn das Wasser offen war, nahmen sie Abschied von ihrer Familie und fuhren nach Stettin, dem Winterhafen ihrer Schiffe. Im Spätherbst kamen sie wieder heim. Frau und Kinder hatten während ihrer Abwesenheit die kleine Wirtschaft, die sie fast alle hatten, besorgt und sich davon ernährt. Die Heuer des Vaters wurde aufgespart. Oftmals kamen noch Ersparnisse der Frau hinzu, so daß fast alle Seefahrer wohlhabende Leute waren.

Als die Segelschiffahrt durch die Dampfschiffahrt verdrängt wurde, änderte das eigentlich nichts an der Beschäftigung der Seefahrer. Sie nahmen nun an Dampfschiffen Dienst und bekleideten darauf die selben Stellungen wie auf Segelschiffen. Sie machten Steuermanns- und Kapitänsexamen und verdienten gutes Geld. Steuermänner waren zahlreich vertreten. Kapitäne auf großer Fahrt waren 1940 zwei Kaseburger Erwin Lorenz und Emil Rieger. Letztere ist im zweiten Weltkrieg geblieben. Das Patent für kleine Fahrt hatten mehrere.

Die Matrosen heuerten gern auf englische Dampfer an. Da hier die Heuer höher und die Verpflegung besser war, als auf deutschen Schiffen. In vielen Familien zeugten ausländische Geschirre, Nippsachen und andere Gegenstände von den weiten Fahrten der Männer.

Viel Männer die nicht zur See fuhren, oder den Acker bestellten, wußten doch dem Wasser die Gelder für den Lebensunterhalt abzuringen. Sie sorgten als Fischer für ihre Familie. Mit Blei-, Stab-, Plätzen- und Treibnetzen fingen Sie Fische. Zum Ahlfang benutzten sie die Aalangeln (Aalschnüre) oder spannten im Herbst die großen Aalhamen aus. An geeigneten Stellen wurden Fischreusen aufgestellt. Den Fang konnten sie im Ort zu Geld machen. Die Fischhändler Gebrüder Fink (Karl August Fink und Rudolf Fink) nahmen ihnen die Ware ab.

Als diese ihres hohen Alters wegen das Geschäft aufgaben, traten an ihre Stelle Fischaufkäufer für die Fischgenossenschaft in Swinemünde ein. Zuerst war es Karl Budhan (früher Martrose bei R. Fink). Nach ihm übernahm den Aufkauf ein früherer Quatzenschiffer Otto Stüber aus Wollin. Im Laufe des 2. Weltkrieges ging der Fischaufkauf ein.

Die schon genannten Fischhändler Gebrüder Fink waren bis zum Ausgang des 1. Weltkrieges, die Alleinberechtigten zum Aalfang durch Aalschnüre. Sie haben damit viel Geld verdient. Als dann aber auch an die anderen Fischer Aalangeln verpachtet wurden, war es mit dem Großverdienen mit diesem Angelgeschirr vorbei. Die Fischer fingen wohl noch, wenn man die einzelnen Fänge zusammenrechnete, so viel wie die beiden, aber der Erlös ging nun nicht in zwei Teile, sondern in

viele. Früher hieß es, dass der Aalfang Geld bringe, jetzt sagten sie: „Mit dem Aalfang ist nichts mehr los!“ Ebenso war es mit dem Pachtgewässer“ Alte Fahrt“

Das war ein großes, langes Gewässer, das von drei Seiten durch Wiesen begrenzt war und dessen schmale Seite noch mit der Swine in Verbindung stand. Die Gebrüder Fink fischten darin im Winter mit dem großen Garn nur, wenn durch Proben festgestellt war, dass genügend Fische darin waren. War das Eis nicht stark genug, um das schwere Garn zu tragen, wurde die offene Seite durch Reusen abgeriegelt und die Fische konnten nun nicht entweichen. Es konnte gewartet werden, bis das Eis trug. Wollten die Fische aus dem Gewässer heraus, fingen sie sich in den Reusen. Diese blieben auch stehen, wenn mit dem Garn gezogen wurde und nahmen die Fische auf, die etwa an den Seiten des Garns in die Swine gelangen wollten.

Die neuen Pächter fischten oft, beunruhigten die Fische und wunderten sich dann, wenn der Fang nur klein war. Ferner fehlten ??? die großen Reusen zum Abriegeln des Gewässers. Da war es nun kein Wunder, wenn sie klagten und über die hohe Pacht murrten.

Auch Kahnschiffer waren in Kaseburg beheimatet. Da nenne ich Wilhelm Abönekow , August Puntius, Hubert Lebbin, Karl Werth, Karl Nerkel und August Krüger. Krüger war der letzte, der sich bis nach dem 1. Weltkrieg damit ernährte. Als aber die Fahrten immer schlechter wurden, verkaufte er den Kahn und lebte von der Fischerei. Das Gewerbe der Kahnfischer war damit für Kaseburg eingegangen. Einen Fischereizweig muß ich aber noch erwähnen, der vor der Anlegung der Kaiserfahrt und auch noch einige Jahre nach Inbetriebnahme derselben den Fischern reiche Einnahmen gab, und Kaseburg weit und breit bekannt machte. Kaseburger Neunaugen waren damals eine vielbegehrte Delikatesse. Heute kennt man sie nicht mehr und die daran einmal Freude und Genuss hatten, weilen nicht mehr unter uns.

Das Neunauge ist ein aalähnlicher Fisch. Er gehört zu den Rundmäulern. Am Kopfe hat er neun dunkle, die Nasen- und Kiemenöffnungen, die wie Augen aussehen und dem Fisch den Namen gegeben haben In der Swine war er häufig. Gefangen wurde in den „Gürken“ .Das waren 70-80cm längliche runde Weidenkörbe. Griffeldicke Weidenruten waren an den Enden zusammengebunden. Der Innenraum wurde durch Weidenringe ausgebeult. Die größten derselben hatten einen Durchmesser von etwa 20cm und standen nach der Mitte zu. Nach den Enden hin wurden die Ringe immer kleiner. Auf den Ringen hatten die Längsruten in der Mitte einen Abstand von ca. 2 cm, der sich nach den Enden hin hin beidseitig allmählich verringerte. Zwischen den beiden größten Ringen war eine viereckige Öffnung , 10 x 8 cm groß, die durch eine Klappe, ebenfalls aus Weiden geschlossen wurde. Diese Fangkörbe wurden abends ausgelegt. An langen Seilen wurden sie, in bestimmten Entfernungen voneinander, befestigt und von Booten aus ins Wasser gesenkt und blieben bis zum Morgen liegen. Das Neunauge, das Wurzeln und Gestrüpp als unterkunftsstelle liebte, gestängete sich in die Gürken und konnte beim Heben diese so schnell nicht verlassen. Im Boot wurde die Klappe geöffnet und die gefangenen an die Decken, das sind wasserdicht abgeschlossenen Abteile im Boot, deren äußere Seiten, soweit sie im Wasser liegen durchlöchert sind, geschüttet.

Als die Schifffahrt in der Swine begünstigt durch die Kaiserfahrt, erheblich zunahm, stellte sich heraus, dass die Neunaugenfischer mit ihren langen Seilen die Dampfschiffe in ihrer Fahrt stark behinderten. Sie mussten zu oft den Fischern ausweichen, um sie nicht zu rammen, denn diese konnten und wollten die Seile nicht preisgeben. Es bestand auch die Gefahr, dass sich die Seile um die Schiffsschreibe wickelten und den Dampfer dadurch zum unfreiwilligen Halten zwang, um das Hindernis zu beseitigen. So entstand eine gewisse Spannung zwischen den Fischern und der Schiffsbesatzung. Aber die Schifffahrt ging vor und die Fischer mussten Weichen. Auf Anordnung der Regierung wurde den Fischern diese Fangart nicht mehr freigegeben.

Sehr stark betrieben wurde auch in Kaseburg der Angelssport. Mit Hand- Grund Hechtangeln wurde er ausgeübt. Beliebte Angelgründe waren der „Tiefe Ort“, der Molenkopf am Nordende der Kaiserfahrt, diese selbst und die Molen an der Haffseite der Kaiserfahrt. Es musste schon sehr ungünstiges Wetter sein, wenn man an diesen Orten mal keinen Angler sah. Bevorzugt war die Angelei vom Boot aus. Der Achtersten zeigte nach dem Ufer. Hier war die Angelleine, 10 –20 m lang, befestigt. Das andere Ende wurde von einem Anker auf dem Wassergrund festgehalten. Längst der Leine, die über den Vorder- und Achtersten gelegt war, lag das Boot und konnte leicht, je nach dem Standort der Fische, dichter an das Ufer oder weiter ab aufs Wasser gezogen werden.

Wer kein Boot hatte, musste mit der Angelrute sein Heil versuchen. Die Rute musste 6-8 m lang sein. Namentlich beim Angeln in der Kaiserfahrt war die Länge erforderlich. Das sandige Ufer derselben war mit Senkstücken (große zusammengeflochtene Strauchflächen, die mit Steinen beschwert waren) belgt. Langte der Angler mit seiner Rute über diese nicht hinaus, lief er Gefahr, dass der Angelhaken im Strauchwerk festsäß. Er musste dann froh sein, so er nur den Haken einbüßte und die Schnur mit dem Senkblei rettete. War der Vorlauf (Schnur, an der der Angelhaken befestigt ist) aber stark, musste er alles dem Wasser überlassen. Da die lange Rute zum Halten zu schwer war, hielt ein Haken das dicke Ende fest auf einer Stütze, die 1-2m von diesem entfernt auf der Wassergrenze angebracht war, ruhte die Rute, so dass die Angelrutenspitze etwa 10 bis 20 cm über der Wasserfläche stand. Der Angler hatte nur auf die Spitze zu achten. Wenn diese auf und nieder wippte, war es das Zeichen, dass ein Fisch gebissen hatte, So lange sie ruhig hing, konnte er gemütlich seine Pfeife rauchen.

Waren die Umstände günstig, brachte der Angler 10 –20 Pfund Fische heim. Ich selber habe es einmal auf 42 Pfund gebracht. Es kamen aber auch Tage, an denen man nicht einen Schwanz zu sehen bekam. Der Angler musste Ausdauer und Geduld besitzen.

Der Fischreichtum der Swine mit ihren Nebengewässern war bekannt. Der Anglerverein „Petri Heil“ in Swinemünde hielt sein jährliches Preisangeln fast regelmäßig in der Kaiserfahrt oder deren nächster Nähe ab. Viel Kaseburger Angler waren seine Mitglieder.

Viele Stettiner Angler gingen in diesen Gewässern dem Angelsport nach. Kaufleute, Beamte, Handwerker, Gastwirte, Arbeiter und Pensionäre waren vertreten. Persönlich waren mir bekannt der Rechnungsrat Haupt, der Kinobesitzer Fibelkorn, die Schornsteinfegermeister Billig und Meyer, ein Musiker und der Pächter des Ausflugsortes Weinberg bei Stettin(die Namen sind mir nicht mehr

erinnerlich). Gewöhnlich kamen die Stettiner sonnenabendsnachmittags mit dem Stettiner Dampfer, von dem sie an der Kaseburger Fähre abgebootet wurden und fuhren montagmorgen wieder heim. Die oben genannten hatten im Orte eine Stube gemietet, da sie oft für mehrere Tage, manchmal wochenlang anwesend waren.

Das Ergebnis der Angelei war abhängig von Wind, Wetter und Stromgang. Letzteres war hauptsächlich maßgebend. Gegen Wind und Wetter gab es durch Rohr und Wald geschützte Anlegestellen und Gummi- und Ölmäntel verstärkten den Schutz. Aber gegen den Stromgang gab es kein Mittel. Bei Stillstrom, d.h. wenn das Wasser nicht fließt, war das Ergebnis gleich Null. Die besten Fänge brachte der Ausstrom, d.i. wenn das Wasser zur Ostsee strömt. Herrschte Einstrom, das Wasser drängte dann von der Ostsee ins Stettiner Haff, konnte auch noch mit einem mittelmäßigen Fang gerechnet werden. Der Stromgang wechselte häufig. War er bei der Ankunft nicht günstig, war es kein Grund, zu Hause zu bleiben. Die Angler fuhren hinaus, denn innerhalb kurzer Zeit konnte die Gelegenheit günstig sein. Daher kam es selten vor, dass sie einmal leer heim fuhren. Hatten sie aber doch trotz aller Mühe, nichts geangelt, dann half der Kaseburger Fischer aus. Bei ihm wurde der Bedarf gedeckt. Daß diese Gelegenheit von manchem großsprachigen Angler, der zu Hause und im Bekanntenkreise mit

seinem Können und Glück geprahlt hatte, in unredlicher Weise ausgenutzt wurde, kam selbstverständlich auch vor seinen Sportkollegen konnte er natürlich nichts weiß machen. Kam er montags mit vollem Rucksack zur Bootsstelle, fragten sie ironisch lächelnd: "In welchem Deken hast du die geangelt?" Am weitesten kam er dann, wenn er lachte und schwieg. War aber das Wetter zu ungünstig geworden und Sturm und Regen ein Hinausfahren unmöglich machten, war das Gasthaus der Rettungshafen. Hier wurde nun Dauerskat angelegt. Andere vergnügten sich am Billardspiel. Essen und Trinken wurden nicht vergessen. Vielfach wurde es für den Wirt ein sehr guter Tag und häufig noch eine geldschwere Nacht, denn die meisten Angler sahen in ihrem Ärger über das entgangene Glück nicht auf das Geld.

Für die ständige Fahrbereitschaft der Gewässer und die Instandhaltung der Uferanlagen war die Wasserbauverwaltung in Swinemünde verantwortlich.

Da war eine Schmiederei und Schlosserei. Tischler- und Zimmerwerkstätten waren vorhanden. Bereisungsdampfer standen den Beamten zur Verfügung. Greif- und Eimerbagger sorgten dafür, dass das Fahrwasser die genügende Tiefe und Breite hatte und Dampfschiffe schafften den ausgebagerten Boden fort. Ein Beamter, Vermessungsbeamter genannt, war im Peilboot mit seinen Besatzungsleuten täglich auf dem Wasser unterwegs, um festzustellen, wo sich im Fahrwasser Veränderungen eingestellt hatten, die beseitigt werden mussten.

In allen genannten Zweigen waren Kaseburger tätig. In den Werkstätten taten sie als Meister, Gesellen und Lehrlinge ihre Schuldigkeit. Auf den Gewässern fuhren sie als Schiffsführer, Baggermeister, Matrosen und Koch.

Wer zur Schiffsbesatzung zählte, wurde sonnabends an der Kaseburger Fähre abgesetzt und montags wieder an Bord genommen. Die in den Werkstätten arbeiteten, mussten jeden Morgen den etwa 8 Kilometer langen Weg zwischen Kaseburg und Bauhof zurücklegen und abends, um nach Hause zu kommen, noch einmal dasselbe tun.

In längst vergangener Zeit, da der Landweg noch sandig war und die zwölfstündige Arbeitszeit galt, war das eine ungeheuere Leistung. Die Arbeit begann um 6 Uhr. Mindestens um 3 Uhr musste aufgestanden werden, denn um 4 Uhr war Abmarschzeit. Nun folgten nach Ankunft auf der Arbeitsstelle 12 Stunden schwere Arbeit und wenn diese um 18 Uhr beendet war, folgten wieder 2 Stunden Fußmarsch, um nach Hause zu kommen. Diese schwere Arbeit leisteten die Männer täglich unverdrossen und waren dabei munter und gesund.

Die Hafenbauverwaltung erkannte die Leistung an und wollte den Leuten die Lage erleichtern. Sie errichteten Unterkunftsräume, in denen ihre Arbeiter Schlafgelegenheiten fanden und warmes Mittagessen gegen eine geringe Bezahlung erhalten konnten. Sie hatten dann nur für morgens und abends von zu Hause Brot und Zubrot mitzubringen und brauchten den langen Weg nur sonnabends und montagsfrüh zu machen. Von dieser Vergünstigung machten aber nur wenige Gebrauch. Als die Straße später in eine Chaussee umgebaut wurde, wurde der AN- und Abmarsch nach der Arbeitsstelle leichter. Die Jüngeren benutzten nun Fahrräder. Auch leichte Motorräder kamen auf. Die Alten blieben bei ihrem Fußmarsch, bis sie das Rentenfähige Alter erreicht hatten und nun in der eigenen kleinen Wirtschaft weiter schaffen oder im Hause eines ihrer Kinder halfen. Die im Peilboot tätigen Kaseburger benutzten zur hin und Rückfahrt ein Boot. Auf einer Fahrt konnten sie meistens ein Segel setzen. Vielfach stand der Wind so günstig, dass sie hin und Zurück segeln konnten.

Swinemünder Geschäftsleute, Baugeschäfte, Sägewerke, Maurer- und Zimmermeister gaben der männlichen Bevölkerung Arbeitsmöglichkeiten. In der Kreis- und Stadtverwaltung waren sie angestellt oder fanden als Lehrling Aufnahmen. Manches junge Mädchen verdiente seinen Unterhalt als Hausmädchen oder Verkäuferin. Andere waren als Köchin in Hotels oder größeren Privathaushaltungen in Stellung. Sogar in der Sievertsen Eisenfabrik in Ostswine hatten einige Arbeit angenommen. In Rütgers Werken verdienten sie ihr Geld. Als einige Jahre vor dem 2. Weltkrieg in der Nähe Kaseburgs das Marine –Sperzeugamt eingerichtet wurde, nahmen viele junge Kaseburger dort Arbeit.

Im Orte selber war fast alles zu haben, was für des Leibes Nahrung und Notdurft nötig waren. Es waren vorhanden 1945

2 Fleischermeister (Alb. Stürmer und Paul Zasrow)

3 Bäckermeister (Wilhelm Zaudke, Wilhelm Matz, Franz Zaepernick)

3 Kaufleute (Karl Zaepernick, Waldemar Zaepernick, Heinz Arndt. Bei Karl Zaepernick erhielt man auch Drogen und Textilwaren. Bei Waldemar Zaepernick nur Drogen. Arndt hatte einen Großhandel)

2 Damen –und Herrenschneidermeister (Paul Wessel, Erwin Thoms, der taubstumm war)

1 Friseur (Johannes Kühl)

- 2 Schuhmachermeister (Friedrich Ley, Albert Gehring)
- 1 Schmiedemeister (Gustav Unger)
- 1 Schlossermeister und Brunnenmacher (Fritz Derkert)
- 2 Bau- und Möbeltischlermeister (Wilhelm Marquardt, Richard Krause)
- 1 Zimmermann (Karl Wellnitz)
- 1 Bootsbauer (Friedrich Adermann)
- 2 Gasthäuser mit Saal (Karl Zaepernick, Wengoborski, Selma)
- 2 Gasthäuser ohne Saal (Waldemar Zaepernick, Karl Pahl)
- 1 Allerweltsmeister (Richard Brell, er war Glaser, Uhrmacher, Dachdecker, Töpfer; Klempner, Fahrradreparateur, Elektriker und noch vieles andere)
- 1 Elektriker (Franz Hellwig)
- 1 Kohlenhändler (Otto Böckler)
- 1 Stellmachermeister (Johannes Wille)
- 1 Sägewerk (Richard Wille)
- 1 Sägewerk (früher Georg Kofs, jetzt K. Reppin-Swinemünde)
- 1 Malermeister (Otto Nöske)

Die Obstbaumanlagen waren vorbildlich. Wer ein Stückchen Land sein Eigentum nannte, pflegte und besorgte seine Obstbäume. Jeder Bauer hatte in der Nähe des Hauses einen Obstgarten. Von einem Lehrer, Kantor Lothner, waren sie in ihre Jugend zur Liebe zum Obstbau erzogen worden. Er holte aus dem Walde Wildlinge und veredelte sie mit ihnen. So hatte er sich allmählich eine kleine Baumschule geschaffen. Waren die Bäumchen groß genug, verkaufte er sie gegen ein geringes Entgelt an die Gartenbesitzer. Diese erhielten damit dem Klima angepasste Obstbäume, und er verbesserte sein geringes Einkommen. Sein Schüler, der schon vorher genannte Richard Brell, setzte seine Arbeit fort. Zum anderen hatten die Obstbaumbesitzer erkannt, dass das Obst Geld einbrachte, da Swinemünde mit seinen vielen Badegästen (rund 40000) ein guter Abnehmer war und auch gut bezahlte. Ich selber war ein großer Gartenfreund und interessierte mich sehr früh für Obstbäume. Auf meine Veranlassung hin, wurde ein Obst- und Gartenbauverein gegründet, eine Obstbaumspritze angeschafft, und durch Wort und Tat alles getan, den Obstbau zu fördern, um den Einwohnern höhere Einnahmen zu verschaffen. Dazu war namentlich Frühhobst geeignet, da es in der Badehochsaison reif war und das meiste Geld brachte. Spätobst musste den eigenen Bedarf decken. Wir setzten uns mit Obstbaumschulen in Verbindung, und habe ich im Laufe von etwa 10 Jahren rund 4000 Obstbäume in der Hauptsache frühe Apfel- und Birnensorten, aber auch frühe Pflaumensorten schicken lassen. Kirschen kamen für uns nicht in Frage. Kaseburg war der beste Beweis für die Richtigkeit des Sprichwortes: „Allzuviel ist ungesund“. Einige Stare im Garten sind nützlich. Wenn sie aber in ungeheuren Mengen auftreten, verwandelt sich der Nutzen in großen Schaden. Sobald die Stare merkten, dass die Kirschen reif wurden, saßen sie zu Hunderten in den Bäumen. Kaum fortgejagt,

waren sie schon wieder da. Zum Wache stehen fehlte die Zeit, und soviel Netze aufzutreiben, wie nötig waren, um jeden Kirschbaum damit umzuhüllen, war nicht möglich. Vogelscheuchen waren zwecklos. Frech setzten sie sich darauf und verrieten keinerlei Furcht. Kam man frühmorgens, war es gewöhnlich zu spät. Die argen Räuber waren früh aufgestanden und hatten schon reinen Tisch gemacht. Aus Ärger wurden die meisten Bäume gefällt und verbrannt.

Wie hohe Einnahmen der Obstgarten brachte, will ich an einem Beispiel aus eigener Erfahrung beweisen. Als ich 1936 pensioniert wurde, pachtete ich ein Haus mit einem kleinen Obstgarten. Darin standen etwa 20 Obstbäume: Apfel- Birnen- und Pflaumenbäume. Die jährliche Pacht für Haus und Garten betrug 480 RM. Diese brachten das Obst ein. Ich wohnte also mietfrei. Dabei hatte ich noch unseren Winterbedarf, an Obst auf dem Boden, den Kartoffelvorrat im Keller, den Sommer über genügend Gemüse gehabt und Johannesbeersaft war ebenfalls genug vorhanden. Im Garten standen auch Johannesbeersträucher. Davon waren die meisten Früchte auch verkauft worden.

Die Kaseburger verstanden es ausgezeichnet auch noch für andere Gartenerzeugnisse den Swinemündern und den Badegästen die Geldbörse leichter zu machen. Manche warfen sich auf den Gemüseanbau, andere zogen Blumen auf. Einige Frauen, die kein Stück Land besaßen, holten aus dem Wald Osterruten, Pfingstmaien und Maiglöckchen. Die Wiesen und Uferränder lieferten Vergissmeinnicht und Kalmus. Im Sommer waren die Tage oft nicht lang genug, wenn die Beerenfrüchte reiften. Der Wald lieferte dann Erd-, Him-, und Preiselbeeren. Auch Pilze wurden gesammelt. Alles wurde auf dem Swinemünder Wochenmarkt, mittwochs und sonnabends, teuer verkauft.

Selbst die Kinder halfen mit Geld zu verdienen. Wenn an den Sonntagen der „Castor“ die Ausflügler nach Kaseburg brachte, standen die Kinder, namentlich die Mädchen, an den Eingängen zu den Lokalen und boten in kleinen Körben ihre Maiglöckchensträuße an. In kurzer Zeit war der Korb leer. Vor Freude strahlend liefen sie eilend nach Hause und lieferten das Geld ab. Zur Belohnung fiel dann häufig etwas ab zu kleinen Näschiereien.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts schien es so, als ob in Kaseburg auch die Industrie Fuß fassen sollte. Die Fischgroßhandlung Gbr. Jacob in Stettin (August u. Franz Jacob) hatten eine größere Anzahl eigener Fischquarzen für ihren Betrieb in Dienst gestellt. Diese holten Fische, hauptsächlich Aale, aus Dänemark, Schweden und Russland. Ihr Fischdampfer „Heinrich“ fuhr sogar bis ins Schwarze Meer. Vom Spätsommer bis in den Winter, solange es die Witterung erlaubte, brachten die Quarzen die Aale nach Kaseburg, wo im „Tiefen Ort“ Fischdrebel bereit lagen, sie aufzunehmen. Hier lagerten alljährlich den Winter über 5- 6000 Zentner Aale. Die Verwaltung und Beaufsichtigung und bei Bedarf Verladung nach Stettin, lag in den Händen der Kaseburger Fischhändler Gebr. Fink. Der Versand nach Stettin geschah in Wasserfächern. Jedes Fass konnte 70kg Aale aufnehmen. Außer diesen großen Quarzen hatte die Firma Gebr. Jacob noch mehrere kleine zu laufen, die Fische im Haff und in den 3 Mündungsarmen der Oder, (Peene, Swine, Dievenow) aufkauften.

An all diesen Gefäßen gab es dauernd große und kleine Schäden auszubessern. Auf den Privatwerften dauerte es oft lange, die Schäden zu beseitigen, da häufig hier schon andere Fahrzeuge aufgeschleppt waren. Langes Stilliegen aber brachte Verlust. Um das zu vermeiden, errichtete die Firma eine eigene Werft in Kaseburg. Sie pachtete vom Fischhändler Carl August Fink ein am Wasser gelegenes Grundstück. Hier wurde nun eine Schiffswerft, in dem Ausmaße, wie sie zu dem Betriebe passte mit allem Zubehör errichtet. Nun gingen die Reparaturen flott von statten u. wurden billiger als vorher.

Nach dem Tode der beiden alten Firmeninhaber ging das Unternehmen ein. Die Kinder konnten das Geschäft nicht übernehmen und nach einigen Jahren gab es keine Fischgroßhandlung Gebr. Jacob mehr. Alles wurde verkauft u. zu Geld gemacht.

Aus der Kaseburger Anlage kaufte der bis zuletzt tätig gewesene Geschäftsführer Georg Koß das Sägewerk u. errichtete es auf einem Nachbargrundstück (Friedrich Krüger), das er kaufte, dasselbe für eigene Rechnung. Auch die bestand nicht lange. Als Georg Koß, der sich ausschließlich als Heilkundiger betätigte u. wenig um das Sägewerk kümmerte, starb, wollte der Sohn das Werk weiterführen. Dazu war er aber nicht fähig. Der Not gehorchend, verkaufte die Mutter das Werk an den Tischlermeister Karl Reppin in Swinemünde, der es bis zum Zusammenbruch inne hatte.

Als Koß sein Sägewerk noch in Betrieb hatte, bekam er einen Konkurrenten. Der Landwirt Richard Wille errichtete auf seinem Grundstück ebenfalls ein Sägewerk. Er hatte gut zu tun, da Reppin fast gar keine Lohnarbeit annahm, sondern nur für seinen eigenen Betrieb Holz schnitt.

Kaseburg wurde kein Industrieort.

Im 12. Jahrhundert waren 2 Windmühlen vorhanden. Auf einer Abfindung, Fresenland gegenüber stand eine Bockwindmühle. Sie war Eigentum des Mühlenmeisters Jahnke. Neben der Mühle hatte er im Dorf noch eine Bäckerei (1945 Wilh. Matz) Nach ihm übernahm sein Sohn beide Gewerbe. Er starb im besten Mannesalter und Mühle und Bäckerei erwarb käuflich Wilhelm Zastrow. Der brach die Mühle ab, da sie baufällig geworden war und ihm zum Erneuern die Mittel fehlten. Die Bäckerei konnte er auch nicht halten. Er war Laie in dem Gewerbe. Zuletzt kam die Bäckerei wegen Mehlschulden in den Besitz einer Großmühle. Von dieser pachtete sie der Bäckermeister Wilhelm Matz und war bis zum Zusammenbruch Pächter.

Die andere Mühle stand auf dem Mühlenberg und gehörte dem Mühlenmeister Rambow. 1895 brannte sie ab und ist nicht wieder aufgebaut worden. Das Grundstück erwarb später der Bäckermeister (der) Robert Jung und erbaute darauf eine neuzeitliche Bäckerei nebst großer Wohnung. Da er aber über seine Verhältnisse lebte, musste er alles verkaufen. Käufer war der Bäckermeister Wilhelm Zaudtke aus Neuhof bei Heringsdorf. Unter seiner Leitung wurde die Bäckerei die größte im Dorfe. Als Zaudtke 1946 vor den Polen fliehen musste, ertrank er mit seiner Frau in der Swine. Sonnabends brachten Austräger (Zaudtke auch durch den Brotwagen) den Leuten die Backwaren ins Haus.

Bis zum Ausgang des 1. Weltkrieges gab es noch eine 4. Bäckerei. Der Inhaber war der Postagent Christian Droese. Da der Postdienst aber seiner Arbeit in dem Gewerbe gewisse Grenzen setzte,

übergab er es seinem Sohne Otto. Der befasste sich aber nur mit der Brotbäckerei. Im Besitze einer größeren Landwirtschaft, die seine volle Arbeitskraft in Anspruch nahm, war er nicht imstande, auch noch in der Bäckerei seinen Mann zu stehen. Aus freiem, eigenem Entschluss heraus, gab er sie darum auf.

Wie die Swinemünder –Dampfschiffahrt-Aktiengesellschaft den Personen- und Güterverkehr zwischen Swinemünde u. Stettin unterhielt, so vermittelte denselben Verkehr ein in Kaseburg beheimateter Dampfer zwischen Kaseburg und Swinemünde. Später wurde auch noch der Nachbarort Pritter auf Wollin in die Linie mitaufgenommen.

Ausgangs der 70er Jahre des 19.Jahrhunderts übernahm der Kapitän Tietz das Wagnis, eine Dampferverbindung zwischen dem Dorf u. der Kreisstadt zu errichten. Er stellte 2 Schiffe in den Dienst, die Dampfer Castor und Pollux. Jeder konnte rund 200 Personen befördern. Bald wurde es so offensichtlich, dass ein Dampfer für den Verkehr genügte. Pollux wurde verkauft.

Als die Linie eingefahren war, verkaufte Tietz den Castor an den Maschinenschlosser Johannes Dahms. Von diesem erwarb ihn 1908 der Steuermann Burkard Kühl, ein Kaseburger Kind. Unter seiner Führung entwickelte sich das Unternehmen zu nie geahnter Blüte. Sonderfahrten nach Lebbin, der pommerschen Schweiz und nach der Laatziger Ablage (Alisdrog) fanden großen Anklang.u. waren bald ständige Einrichtungen. Kapitän Kühl, wie er bei allen genannt wurde, sann aber auf Erweiterung seines Unternehmens. Und er fand noch einen Erwerbszweig. In kurzer Zeit hatte er auf dem Castor Schleppleinrichtungen eingebaut. In den Zeiten, die er nicht zur Aufrechterhaltung der Stadt- und Sonderfahrten benötigte, schleppte er Kähne und andere Fahrzeuge. Den Erfolg seines Fleißes konnte er aber nicht ernten. 1931 starb er plötzlich. Die Witwe, allgemein Tante Klare genannt, führte das Werk ihres Mannes unter der Leitung eines Schiffsführers unter Wegfall der Schlepperei weiter. Für die Dauer war das aber nicht möglich. Es musste mit dem Eingehen dieser bequemen Verbindung mit der Stadt gerechnet werden. Dieser Gedanke reif im Dorf eine allgemeine Unruhe hervor und besorgt fragten alle „Was soll nun werden?“. Es wurden allerhand Pläne entworfen und eifrig darüber diskutiert. Nach längerem Hin und Her trug der Plan, betreffend Bildung einer Kaseburger Schifffahrtsgenossenschaft, den Sieg davon. Er wäre auch zur Tat geworden, denn die Gemeinde als solche hätte sich daran beteiligt, die Geschäftsleute, namentlich die Gastwirte, hätten größere Anteile übernommen um den Zustrom der Ausflügler aufrecht zu erhalten und mancher wohlhabende und rechnende Einwohner wäre Mitglied der Genossenschaft geworden. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, denn einmal überraschte Tante Klara die Kaseburger mit der Nachricht, dass sie den Castor an den Swinemünder Kahnschiffer Hermann Köppen verkauft habe und dieser das Unternehmen in gewohnter Weise weiterführen werde. Er kaufte auch bald darauf in Kaseburg des verstorbenen Schlossermeister Ferdinand Rosenthal gehörige Grundstück, von dessen Erben. Die Schiffsverbindung mit Swinemünde war gesichert.

Die Maschine des Dampfers Castor war für Kohlebefeuerung eingerichtet. Neben dem Decksmann musste ein Heizer b.z.w. Maschinist an Bord sein. Die Kosten für diesen wollte Köppen sparen. Er verkaufte den Castor und erwarb ein gleichgroßes Motorschiff, das er auf den selben Namen taufte.

Bei dem Schiffseigner Dahms versah den Heizerdienst ein Carl Kersten, der auch zugleich Maschinist war. Trotzdem er ein künstliches Bein hatte, konnte er die Arbeit gut leisten. Er war auch noch einige Jahre bei Kühl in dieser Stellung. Sein Nachfolger war Karl Lepinski. Als er nach Hamburg verzog, trat an seine Stelle Paul Schröder. Das war ein Original. Er war gelernter Maschinenschlosser und hatte schon auf großen Schiffen als Maschinist gefahren. Seine Kenntnisse waren bedeutend., aber ihm fehlte die Lust zu intensiver Arbeit. Sein Pflichtgefühl war mangelhaft. Bei seiner Begabung und seiner Geschicklichkeit hätte er in seinem Fach das Höchste erreichen können. Er unterlag aber zu sehr den augenblicklichen Einflüssen. Es kam ihm gar nicht darauf an, bei der Abfahrt in Swinemünde auf sich warten zu lassen, wenn eine interessante Damenbekanntschaft gemacht hatte oder seine Aufmerksamkeit anderweitig gefesselt wurde. Da er aber, wie schon gesagt, sehr tüchtig in seinem Fach war, Fehler u. Schäden an der Maschine sofort aufdeckte u. auch beseitigte, wenn sie nicht zu groß waren, übersahen seine Arbeitgeber Kühl u. Köppen, seine Eigentümlichkeiten. Er verblieb in seiner Stellung, bis ihn die Militärverwaltung im 2.Weltkrieg nach dem Flugplatz Gartz dienstverpflichtete. Als infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, schon einige Zeit vor dem 2. Weltkriege manche persönlichen Bedürfnisse zurückgestellt werden mussten, ließ der Zustrom der Ausflügler sehr nach. War Castor vorher täglich in Fahrt gewesen, so geschah es jetzt nur noch an den Markttagen und sonntags. Nun hatte Paul Schröder viele freie Zeit. Da baute er sich eine fahrbare Holzsäge und zerkleinerte im Dorf gegen geringen Lohn das Holz, bis seine Dienstverpflichtung auch dieser Arbeit ein Ende machte.

Wie oben schon erwähnt, fuhr in der guten Zeit Castor täglich. Die Abfahrtzeit an den Markttagen (mittwochs u. sonnabends) war 7 Uhr. Der Dampfer kam dann schon mit den Marktleuten von Pritter und übernahm nur die Kaseburger an der Anlegebrücke. Der Aufenthalt war also nur kurz. Wer von den Kaseburgern nun viele Marktartikel hatte (hauptsächlich in der Obstzeit), musste sich sehr beeilen, um seine Körbe u. Kiepen auf dem Schiff unterzubringen, zumal auch die Leute aus Pritter auf ihm allerhand untergebracht hatten. Die Kaseburger fanden aber bald einen Ausweg, um die Ware gut zu platzieren und der Hetzerei aus dem Wege zu gehen. Sie brachten ihre Sachen schon vor der Abfahrt nach Pritter auf das Schiff. Das Frühaufstehen nahmen sie in Kauf, da sie später ja nur aufzusteigen brauchten. Sie mussten allerdings früh das Bett verlassen, denn der Castor fuhr schon um 5 Uhr aus Kaseburg ab.

Um 13Uhr erfolgte die Rückfahrt aus Swinemünde. Nachmittags und an den Sonntagen fuhr Castor Kaseburg um 13:00 Uhr und brachte die Passagiere um 20:00 Uhr wieder zurück. Aus Swinemünde fuhr er um 14:00 Uhr nach Kaseburg und brachte die Gäste um 19:00 Uhr wieder heim. An Sonn- und Feiertagen kamen viele Ausflügler nach Kaseburg. Ältere und bequeme Leute, sowie jüngere die über kein Fahrrad verfügten, den Fußmarsch (1,5 Stunden) aber scheuten, benutzten den Castor. Die

Chaussee war sehr belebt von Fahr- und Motorräder. Fußgänger hatten dann schwere Tage. Ruder- und Segelboote brachten viele Menschen. Swinemünder Vereine feierten hier ihre Sommerfeste. Die Mitglieder mitsamt der Familien kamen mit dem Castor oder die Vereinsleitung hatte eines der Swinemünder Motorboote gemietet, die die Teilnehmer nach hier brachten. Es war keine Seltenheit, das zwei oder drei Motorboote am Bollwerk lagen und oft gegen 1000 Ausflügler den Ort belebten. Kinder und Frauen nutzten diese Gelegenheit aus und verkauften ihre Blumen an diese.

In den beiden Lokalen „Lindenhof“ und „Luisenhof“ war Unterhaltungsmusik und Tanz. Oftmals reichten die großen Säle nicht aus, um alle Gäste aufzunehmen. Der Garten beim „Lindenhof“ war dicht besetzt. Viele Ausflügler machten auch einen Gang durch das Dorf und kehrten in der „Kaisereiche“ ein. Hier war zwar kein Saal vorhanden. Aus früheren Zeiten war noch ein kleiner Saal erhalten geblieben. Da die Besitzer oft wechselten, war keiner mit der Zeit mitgegangen und hatte für Vergrößerung desselben gesorgt, wie es die beiden anderen Gastwirte getan hatten. Der letzte Besitzer Karl Pahl (ein früherer Polizeiwachtmeister), benutze den Saal als Lagerraum für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Nur die Gastwirtschaft betrieb er neben seiner größeren Landwirtschaft. Bekannt war er wegen seines guten Kaffees, den seine Frau bereitete. Deswegen besuchten manche Ausflügler das sonst etwas abgelegene Lokal. Der Besitzer des „Luisenhofes“, Albert Arndt (gelernter Eisenkaufmann) stellte später die Unterhaltungsmusik und den Tanz ein und beschränkte den Betrieb nur auf die Gastwirtschaft u. den Kaffeeausschank.

Infolge Misswirtschaft wurde das Lokal 1933 gerichtlich verkauft.

Der letzte Besitzer, Selma Wengborski, baute das Lokal innen neuzeitlich aus und gab ihm den Namen „Deutsches Haus“. Das am meisten besuchte Lokal war der „Lindenhof“ Sein Besitzer Karl Zepernik war allseits beliebt wegen seiner Realität und seiner der Zeit angemessenen Preise. Wer zu Fuß von Swinemünde kam und vom Marsche Durst bekommen hat, hielt gerne Einkehr bei dem Wirt des „Kastanienhains“ Waldemar Zaepernik, dem Sohn des Karl Zeapernik. Ein gutes Glas Bier und eine gute Tasse Kaffee stärkten den Einkehrenden und ein lohnender Ausblick auf den Swinestrom mit seinen lebhaften Schiffsverkehr und der Aufenthalt im kühlen Schatten der Kastanien luden manchen zu längerem Verweilen ein. Zur Zeit der Baumblüte war der Besuch des Dorfes durch Ausflügler besonders stark. „Auf zur Baumblüte nach Kaseburg“ brachte die Anzeige in der Zeitung und riefen große Plakate an vielen Stellen in der Stadt den Swinemünder zu. Die Kosten machten sich bezahlt. Hunderte folgten dem Rufe und haben es nicht bereut. Die vielen Obstgärten prangten im Schmuck ihrer Bäume. Die rötlich angehauchten Apfelblüten und die weiß leuchtenden Sterne der Birn- und Pflaumenbäume waren umrahmt von dem saftigen Grün der hervorbrechenden Blätter und boten dem Auge ein wunderschönes Bild. Die Luft war erfüllt vom Duft der vielen , vielen Blütensterne und das Ohr vernahm den vielstimmigen Lied der Frühlingssänger und das leise Summen der von Blüte zu Blüte schwärmenden Insekten.

Im Herbst wiederholte sich der Besuch der Stadtleute. Die im Frühling leuchtenden Blüten hatten sich im Laufe des Sommers in rotbackige Äpfel und zitronengelbe Birnen entwickelt. Die Äste der Pflaumenbäume drohten unter der Last der blauen Fülle zu bersten und mussten gestützt werden. Mit leichten leeren Behältern kamen die Besucher an. Mit schwerer Last in den selben, aber erleichterten Geldbörse, fuhren sie abends nach Hause mit dem frohen Gefühl, für den Winter vorgesorgt zu haben. So mancher Gartenbesitzer erzählte am Abend schmunzelnd sein Erlös.

Gesagt wurde schon, daß Fußgänger, Radfahrer und Autos, wenn sie nach Kaseburg wollten, mit der Fähre übergesetzt werden mußten oder wie es im Dorfe allgemein hieß, über den Kanal mußten. Der Kanal, die „Kaiserfahrt“ genannt, ist in den siebziger bis achtziger Jahren (1874-1884) des vorliegenden Jahrhunderts angelegt worden. Durch ihn ist der Schiffsweg zwischen Swinemünde und Stettin erheblich verkürzt worden. Aus diesem Grunde hatte die Kaufmannschaft von Stettin an diesem Objekt das größte Interesse und förderte es mit allen Kräften. Die Swinemünder Leichtschniffer dagegen standen diesem Plan bei seinem Auftauchen nicht freundlich gegenüber. Für sie bedeutete seine Verwirklichung eine erhebliche Einbuße ihrer Einnahmen. Solange der Kanal nicht vorhanden, blieb Swinemünde der Umschlaghafen für die nach Stettin geladene Fracht. Die großen Frachtschiffe konnten ihres Fischfanges wegen vollbeladene nicht nach Stettin gelangen und mussten einen Teil ihrer Fracht auf die Leichter überladen, die dadurch einen guten Verdienst hatten. Hätte man das Fahrwasser der Swine so weit vertieft, das die Leichter unentbehrlich waren, blieb immer noch ein stundenlanger Umweg bestehen. Der geplante Kanal dagegen brachte für die Kaufmannschaft eine große Zeitersparnis und eine erhebliche Kostenminderung. Mit der Unterstützung der Regierung und Bereitstellung großer eigener Mittel, kam der Plan zur Ausführung.

Für Kaseburg war der ein großer Nachteil. Durch ihn wurde das Dorf vom Festlande abgeschnitten und mit seinen Äckern und Wiesen zu einer Insel umgebildet. Der ungehinderte Verkehr war vorbei. Es war daher kein Wunder, dass das Dorf ein Gegner des Kanalbaues war. Als nun trotz allen Widerstandes der Bau des Kanals sichergestellt war, wurde versucht, soviel als möglich dabei zu gewinnen. Zu guten Scherzen geneigte Einwohner berichteten mir, schelmisch lächelnd, dass dieser und jener sich schon Beutel genäht habe, darin die harten Taler Aufnahme finden sollten.

Aber weder die Regierung noch die Stettiner Kaufmannschaft dachten an eine Geldentschädigung. Diese wäre angebracht gewesen, wenn das Dorf Grund und Boden zum Kanalbau hätte abtreten müssen. Das war aber nicht nötig. Das Kanalbett lief durch den Wald., der Regierungseigentum war. Es blieb für das Dorf nur die Verkehrsbehinderung bestehen. Ferner würde die Regierung darauf aufmerksam gemacht, dass die Kraft der Pferde durch den langen sandigen Weg stark in Anspruch genommen wurde, und sie erhitzt und schweißig auf das Übersetzen warten mussten. Eine Erkältung der Tiere sei daher wohl kaum zu vermeiden. Dieselbe Gefahr drohe auch den Fußgängern.

Die Regierung ließ diese Einwendungen gelten. Sie errichtete auf der Swinemünder Seite einen großen Schuppen für die Unterstellung der Tiere. Für die Menschen wurde ein heizbares Wartezimmer eingerichtet.

Als alle Vorarbeiten beendet waren, begann der Bau. Arbeiter, Werk- und Schachtmeister, Techniker u. Ingenieure traten in Tätigkeit. Wohnung fanden sie im Dorf u. in Baracken. So wohnte z. B. der leitende Ingenieur Rutschmann bei dem Fischhändler E. A. Fink. Für die Gastwirte war eine goldene Zeit. Bäcker und Fleischer standen ihm nicht nach. Wo viele Menschen für längere Zeit beisammen sind, finden sich bald allerlei Händler ein. So war es auch hier. Unter den Händlern war auch ein Jude. Das war der einzige Jude, der jemals in Kaseburg gewohnt hat. Vor ihm und nach ihm war das Dorf judenfrei. Diese interessante Feststellung machte ich als Standesbeamter während der Nazizeit. Die Juden waren verpflichtet, vor ihre anderen Vornamen Isaak standesamtlich eintragen zu lassen. Da meldete sich aus Berlin ein Jude und bat um Eintragung dieses Namens in das Geburtsregister. Sein Vater hatte 1875 seine Geburt angemeldet. Weitere Eintragungen sind nicht beantragt worden. Dies gilt als Beweis, dass in späteren Jahren in Kaseburg kein Jude mehr geboren wurde. In den Kirchenbüchern, war nach Rücksprache mit dem Pastor, vor der Errichtung des Standesamtes auch kein Jude eingetragen. Es ist als sicher anzunehmen, dass dieser Jude das Dorf bald wieder verlassen hat., da weitere Unterlagen über ihn nicht vorhanden sind.

Wie ich schon sagte, war der Kanalbau für die Geschäftsleute eine Geldquelle. Er war auch, wie mir von älteren Leuten mehrfach erzählt wurde, auch die Grundlage zum Reichtum des Bauern Wilhelm Witt in Woitzig, einem Ausbau von Kaseburg, dicht an der Kaiserfahrt gelegen. Witt gehörte die Wirtschaft, dessen Besitzer 1945 Otto Janson war. Er lebte nach der Aussage meiner Gewährsleute, bis zum Beginn der Kanalbauzeit in nicht allzulänglichen Verhältnissen. Da erhielt er die Erlaubnis zum Alkoholausschank, den er bis Ende der Bauzeit innehatte. Es ist ja eine bekannte Tatsache, dass an Alkohol das meiste Geld verdient wird. Ebenso steht fest, dass der Arbeiter dafür, bedauerliche Weise, auch Geld ausgibt. Kommt dann noch schere Arbeit in freier Luft, bei Wind und Wetter, Kälte und Regen hinzu, muss er sich nach seiner Anschauung oft stärken und erwärmen. Diese geldbringende Zeit hat rund 10 Jahre mitgemacht. Da wird die Meinung der Leute schon richtig sein, dass sein Reichtum von den Schweißtropfen der Kanalarbeiter stammt.

Die Anzahl der Arbeiter am Kanalbau und wie viel Boden bewegt wurde, kann ich nicht angeben. Wenn man aber bedenkt, dass der Kanal etwa 8 km lang, 80 m breit und 6 m tief war, werden wohl mehrere Hundert Arbeiter tätig gewesen und etliche hunderttausend Kubikmeter Boden ausgeschachtet worden sein. Wenn es mir möglich gewesen wäre, dass Aktenstück „Die Fähre“ des Gemeindeamtes und andere „Die Kaiserfahrt“ vor den Polen zu retten, könnten bestimmte Zahlen usw. gemacht werden. Diese wichtigen Unterlagen und noch manche andere, darunter auch wahrscheinlich auch die Bücher aus den 30 er und 50 ziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts, sind beim Freudenfeuer, das der polnische Bürgermeister im Herbst 1945 veranstaltet, vernichtet worden. Das Brennmaterial zu diesem Feuer waren die Gemeindeakten.

Aus einem Zeitungsartikel der „Swinemünder Zeitung“, der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erschien, ist mir bekannt, dass der Damfer „Castor“ unter der Führung des Kapitäns Titz mit den Herren der Regierung, des Kreises und der Kaufmannschaft aus Stettin an Bord, als erstes

Schiff den Kanal durchfuhr. Dieser Zeitungsartikel wird geschrieben worden sein, weil die geschilderten Tatsachen 50 Jahre alt waren.

Der Verkehr über die Kaiserfahrt wurde durch eine Fähre vermittelt. Die erste Fähre war eine Ziehfähre. Die Fährleute mussten an einem starken Tau das Fahrzeug über den Kanal ziehen. Die Tauenden waren am Kanalufer befestigt. In der Mitte, etwa auf ein Drittel der Länge, war statt des Taus eine dicke Eisenkette angebracht. Das war geschehen, damit das Ziehtau immer auf dem Grunde des Kanals lag und die Schifffahrt nicht hinderte. Auf der Fähre lief es über zwei Langrollen, die vorn und hinten standen. Die Fährlänge war die Zugbahn der Fährleute.

Auf der Fähre hatten 2 Fuhrwerke oder ein Wagen mit Langholz beladen Platz. Wollte die Fähre gerade Fuhrwerke oder ein Auto übersetzen und es kamen zufällig Fußgänger, Radfahrer oder Frauen mit Karren, die ebenfalls nach der anderen Seite wollten, wurden sie mitgenommen. Sonst war für diese das Fährboot in Bereitschaft und setzte sie über. Die Benutzung der Fähre und des Fährbootes war unentgeltlich, auch für Nichteinheimische. Festgesetzte Abfahrtszeiten gab es nicht. Sobald jemand sich meldete, und war es auch nur eine Person oder sogar nur ein Kind, mussten die Fährleute den Dienst antreten. Dabei war es ohne Bedeutung, ob es Tag oder Nacht war, immer musste die Fährbesatzung bereit sein.

Im Sommer war der Dienst auf der Fähre, wenn auch gerade nicht leicht, doch aber erträglich. Schwerer und anstrengender war es im Winter. Der eisige Nordwind hatte ungehindert Zutritt, eiskalt war das Zugtau und treibende Eisschollen behinderten die Fahrt. Es kam sogar vor, dass die Fähre das Hindernis nicht überwand und warten musste bis sich eine günstige Gelegenheit bot. Bei Ein- und Ausstrom war das Eis immer in Bewegung und hinderte den Fährbetrieb. Am leichtesten war es, wenn das Wasser ständig war. Sehr häufig geschah es, dass Fuhrwerke und Fußgänger morgens gut übergesetzt wurden. Kamen sie mittags zurück, war die Fährverbindung durch Eis gesperrt. Es blieb ihnen denn nichts weiter übrig, als so lange zu warten, bis der Strom selber oder ein Eisbrecher das Hindernis beseitigt hatte. Wen im Winter der Arzt telefonisch gerufen wurde, kam immer seine Frage: „Geht die Fähre auch?“ .Hatte man bejahend geantwortet und der Arzt fuhr los, kam es doch öfter vor, dass er nicht übergesetzt werden konnte. In der kurzen Zeit hatten sich die Eisverhältnisse so verschlechtert, dass der Verkehr still lag. Ich selbst habe einmal zwei Stunden mit dem Fährboot zwischen den Eisschollen zugebracht, um nach Hause zu kommen.

Der Schiffsverkehr durch die Kaiserfahrt stieg von Jahr zu Jahr. Es wurden in Stettin auf der Vulkanwerft immer größere Schiffe gebaut. Der Kanal war zu schmal und zu flach. Er wurde auf 125 Meter verbreitert und auf 11 Meter vertieft.

Nun genügte die Ziehfähre nicht mehr, da die Zugstrecke zu lang war. Auch konnte der sehr gestiegene Auto –und Lastwagenverkehr damit nicht bewältigt werden. Da stellte die Hafenverwaltung 1897 eine größere Dampffähre in den Dienst. Diese konnte 4-6 gewöhnliche Fuhrwerke oder mit 2 Langholz beladene bei einer Überfahrt befördern. Alles andere, freie Fahrt und

Tag und Nachtdienst, blieben bestehen. 1944 gab die Gemeinde ihre Zustimmung dazu, dass nicht nach Bedarf, sondern alle 20 Minuten von jeder Seite abgefahren wurde.

Zur Beaufsichtigung des Fährdienstes war ein Fährmeister angestellt worden, der im Fährhause wohnte. Für die Beobachtung des Kanalbettes und der Ufer war der Strommeister da. Der hatte seine Wohnung in Kreuzhorst, in der Nähe von Witzig am Kanal.

Der erste Fährmeister hieß Nagel. Ihm folgte der pensionierte Derkoffzler Benjamin Kulschitzki. Er war dem Alkohol ergeben, bei den Fährleuten aber sehr beliebt, da er für sie sorgte, wo er nur konnte. Den Vorgesetzten gegenüber war er furchtlos, übertrat jedoch nie die Grenze der Ehrerbietung. Er hatte die Stelle durch die Fürsprache des Prinzen Heinrich, dem Bruder Wilhelms II. erhalten. Bei einer Übungsfahrt hatte er einen niederstürzenden Mastteil, der den Prinzen getroffen hätte und schwer beschädigt, wenn nicht vielleicht getötet hätte, abgewährt. Dabei wurde ihm eine Hand verletzt und blieb verkrüppelt. Nach einigen Jahren ging Kulschitzki wieder nach Kiel zurück. Sein Nachfolger wurde der Schiffsführer Stöhwäbe. Als er in den Ruhestand trat, wurde wieder einer von der Mariene Fährmeister, der Signalmeister Jürgen Jührs. Er versah den Dienst bis zum Zusammenbruch. Die Russen setzten den bisherigen Bootsmann auf der Fähr Ernst Brüsewitz als Fährmeister ein. Die Polen entließen ihn wieder und setzten einen der ihrigen ein. Als erster Strommeister wurde ein Angestellter des Hafenbauamtes, Danielzick eingesetzt. Er hat nur wenige Jahre den Dienst versehen, da ein Lungenleiden ihn bald dahin raffte. Sein Nachfolger wurde Ronbert Ziehting. Er war ein tüchtiger Strommeister, hatte aber eine böse Eigenschaft an sich. So oft er ins Dorf kam besuchte er der Reihe nach alle Gastwirtschaften, bis er die letzte völlig betrunken verließ. Es war ein Wunder wie er in diesem Zustande den Weg durch den Wald nach Huase fand. Erzählt wurde allerdings, daß er seinen Rausch manchen mal im Walde ausschläfe. Er ließ sich nach Torgelow versetzen, da seine Frau von dort stammte und er auch Mitbesitzer einer Eisengießerei selbst war. Hier ist er nach einigen Jahren verstorben. In Kreuzhorst folgte ihm Erich Baumert. Er war ein sehr nervöser Mensch. Mit seinen Arbeitern stand er fast immer auf dem Kriegsfuß und im Dorfe fand er nur wenig Umgang. Nach nur kurzer Dienstzeit in Kreuzhorst ließ er sich nach Berlin versetzen. Sein Nachfolger war ein Hermann Buth, der bis zum Zusammenbruch den Dienst leistet.

Zwischen den Fähr- und Strommeister bestand immer ein gespanntes Verhältnis. Jeder glaubte er habe mehr zu verantworten als der andere und hielt sich für den wichtigsten Mann im Dienst für den Kanal.

Auf der Zugfähr waren als Fährleute:

Röder, Thodor; Richter, Hermann; Mietzner August; Mittelstedt, August; Wiedemann Johann, Braun, Wilhelm; Krohn, Fritz; Ziebandt, Eduard.

Auf der Dampfähr waren angestellt: als Schiffsführer: Denkert, Heinrich sen, Hartung, Wilhelm; Henning, Emil; als Heizer: Hellwig, August, Köster, Karl; Brell, Gustav; Dräger, Albert; Denker, Heinrich jun.; Arndt, Otto; als Maschinist: Jahnke, Karl; Bieck, Wilhelm; Henning, Wilhelm; Böckler, Otto;

Als Bottsmann (Matrose): Henning, Gustav; Dubilszick, Heinrich; Balzubweit, Gustav; Pirwitz, Wilhelm; Nöske, Franz; Richter, Wilhelm; Brüsewitz, Ernst; Außer diesen Kaseburgern waren noch Leute aus Swinemünde an Bord der Fähre tätig.

Beim Strommeister standen in Arbeit:

Karl Thorwächter, Julius Wittchow, Johann Krüger, Otto Wiedemann, Otto Kolloff, August Braun, Paul Hartung sen. Wilhelm und Franz Zaepernick.

Der Strommeister verfügte in den letzten Jahren über ein Motorboot. Der erste Motorbootführer war Karl Thorwächter. Ihm folgte Paul Hartung bis 1945.

Die Schulverhältnisse in Kaseburg waren gut. Zuletzt unterrichteten 4 Lehrkräfte rund 200 Schulkinder. Die Schulgemeinde verfügte über 2 Schulhäuser. Eine Klasse hatte im Küsterhaus einen Unterrichtsraum und für eine Klasse war ein solcher im Manthey'schen Hause gemietet. Zwei Klassen fanden Unterkunft im alten Schulhause am Katerberg.

Durch Erbschaft kam die Schulgemeinde in den Besitz eines großen Hauses mit einem großen Garten. Fräulein Jahnke, die Schwester des schon genannten Kapitän Jahnke, vermachte ihr Grundstück der Gemeinde mit der Bestimmung, daß es nur für Schulzwecke verwendung finden dürfe, andernfalls es an die anderen Erben falle. Die Erbschaft wurde angenommen. Die übrigen Erben waren damit einverstanden, daß das Haus so lange vermietet werden dürfe, bis das Mietverhältnis mit manthey abgelaufen sei. Der erste Mieter war der Friseur Johannes Kühl. Als der ein eigenes Grundstück kaufte, zog der Fischmeister Moldenhauer ein.

1906 war der Mietvertrag im Mantey'schen Hause abgelaufen. Die rechte Seite im Jahnkeschen Hause wurde als Klassenzimmer eingerichtet. Die linke Seite und die Oberstube wurde die Lehrerdienstwohnung. Die Verteilung der eingehenden Klassen auf die vorhandenen Grundstücke geschah wie folgt: Küsterei 1. Klasse; Jahnke'sches Haus 2. Klasse; Altes Schulhaus (Katerberg) 3. Und 4. Klasse.

Seit mehreren Jahren schwebten schon Verhandlungen wegen eines Schulhausneubaues. 1926 kam der Plan zur Ausführung. Der Bauplatz wurde der Garten vom Jahnke'schen Hause. Geplant war ein Schulgebäude mit 4 Schulzimmern und 4 Lehrerdienstwohnungen, da es schon vorrauszusehen war, daß die Trennung zwischen Schule und Kirche erfolgen würde, und die erste Klasse dann im Küsterhause, Eigentum der Kirche, nicht mehr verbleiben konnte. Das Jahnkesche Haus hätte dann einen großen Schulsaal abgeben.

Da aber die Geldmittel knapp waren, entschloß man sich, erst die Hälfte des Bauplanes zur Ausführung zu bringen, der doch schon 65000 RM Baukosten erforderte. 40000 RM gab die Regierung als Bauzuschuß, das übrige mußte die Schulgemeinde aufbringen.

Die erste Schulklasse verblieb im Küsterhaus, die 2. Und 4. Waren im neuen Schulhaus untergebracht und die 3. Klasse zog in das Jahnkesche Haus.

Das alte Schulhaus wurde verkauft. Käufer war der Schmied Otto Stürmer. Er veräußerte es aber bald an die Brüder Reinhold und Franz Gehring. Diese wohnten darin bis 1946, da sie den Polen Platz machen mußten.

Zwischen den Lehrern herrschte die größte Einigkeit in und außerhalb der Schule. Bedingt wird dies wahrscheinlich dadurch sein, daß jeder sein Reich für sich hatte und schalten und walten konnte, wie es ihm beliebte. Der Kreisschulrat sprach seine Freude darüber öfter aus. Einmal sagte er zu mir, als wir nach der Revision noch gemütlich in meiner Wohnung beim Glase Wein und einer guten Zigarre zusammensaßen: „Es ist mir immer eine große Freude, wenn ich nach Kaseburg komme. Hier finde ich immer fröhliche und heitere Gesichter und habe es noch nie nötig gehabt, unangenehme Familienangelegenheiten zwischen den Lehrern zu schlichten, wie in so vielen anderen größeren Gemeinden“.

1895 waren die Lehrer Carl Suckow, Ferdinand Suckow und Erich Braun tätig. Carl Suckow war Hauptlehrer und Küster. Ferdinand Suckow ließ sich nach Ahlbeck (Seebad) versetzen. An seine Stelle trat der Lehrer Paul Becker. Braun trat in den Swinemünder Schuldienst. Mit Becker tauschte ich 1902 meine Lehrerstelle in Camminke. Vorher war aber schon die 4. Lehrerstelle eingerichtet worden. Ständig waren nur die ersten drei Stellen besetzt, d.h. die Lehrkräfte wechselten sehr selten. Die Lehrer der 4. Stelle wechselten sehr häufig. Als Carl Suckow 1911 starb, wurde Michael Piepkorn sein Nachfolger. Da ich aus persönlichen Gründen(nicht gebunden sein an Sonn- und Festtagen, Hochzeiten, Kindtaufe, Begräbnis, auch war ich Jagdpächter und hätte dazu die Erlaubnis des Konsistoriums einholen müssen, die zweifelhaft war) auf die Stelle verzichtete. Ich behielt die II. Lehrerstelle bis zu meiner Pensionierung 1.10.1936. Michael Piepkorn war schon am 1.4.1936 in den Ruhestand getreten. Als neuer Lehrer trat sein Sohn Carl ein. Die Hauptlehrerstelle ruhte bis zum 1.10.1936, da es zwecklos war, mich für ein halbes Jahr zum Hauptlehrer zu ernennen und den Lehrer Johannes Mildebrath, den die Regierung zum Hauptlehrer ausersehen hatte, wollte sie vor dem 1.10.1936 nicht befördern um etwaige Redereien zu vermeiden. Als 4. Lehrer waren an der Schule: Reeck, Kusserow, Heinrich Zander, Walter Kühlmeyer, Franz Collier, Paul Kracht, Berndt (der aber Klasse II unterrichtete und Mildebrath der 1. Lehrer der 4. Klasse war. Kranich , dann Schuppe, Zander und Collie fielen im 1. Weltkrieg. Ihre Bilder hingen zum Andenken an ihr wirken im Orte in der Schule.

Beim Ausbruch des II. Weltkrieges amtierten die Lehrer Joh. Mildebrath und Carl Piepkorn. Als diese auch eingezogen wurden, wollte man mich wieder als Lehrer einsetzen. Da ich aber nach meiner Pensionierung, Kassenverwalter der Gemeinde geworden war, setzte der Landrat meine Unabkömmlichkeit im Gemeindedienst durch und ich blieb im neuen Amt.

Jetzt mußten Lehrer aus Swinemünde und der zweite Lehrer Pockrandt aus Camminke, die Vertretung übernehmen.

Mit der Besetzung durch die Russen hörte jeder Schulbetrieb auf. Im Laufe des Sommers 1945, als der Schlosser Paul Modrow von den Russen als Bürgermeister eingesetzt war, versuchte ich, mit dessen

Einwilligung, einen notdürftigen Unterricht einzurichten. Die Kinder erschienen ohne Ausnahmen. Eine Hilfe hatte ich durch den zurückgebliebenen Teilnehmer der Schnellboot- Lehrdivision Riepekohl, der ein begabter tüchtiger Mensch war. Als dann der Flüchtling Köhler, ein Rektor aus Greifenberg i. Pommern, im Dorfe Zuflucht fand und der Bürgermeister Modrow mich bat, die Kassengeschäfte wieder zu übernehmen und ihn auch sonst zu unterstützen kam ich diesen Wunsche nach. Köhler und Riepekohl hielten den Schulbetrieb in seiner einfachen Form bis zur Übergabe des Dorfes an die Polen (9.10.1945) aufrecht. Dann hörte jeglicher Unterricht auf.

Von den Leuten im Dorf hörte ich im Laufe der Unterhaltungen oft noch die Namen folgender früherer Lehrer: Kantor Zothner, Cerulli, Linnemann, Daniel und Brötzmann. Die letzten drei habe ich noch persönlich kennengelernt, da sie noch öfter den alten Wirkungsort aufsuchten. Zothner mußte ein tüchtiger Musiker gewesen sein, denn die Leute sprachen ganz begeistert von seinem Gesangunterricht. Cerulli hat sich um die Obstbaumzucht verdient gemacht. Unerwähnt kann ich bei der kurzen Schilderung der Schulverhältnisse Kaseburgs die des Ausbaues Fühlensee nicht lassen. Die Schulgeschichte desselben ist ein Beispiel dazu, was Ausdauer u. Beharrlichkeit, vermischt mit einer Dosis Mut bzw. Frechheit auszurichten vermögen. Hier wohnten 4 Familien, die in früherer Zeit eine eigene Wohnung gehabt hatten. Der Ort war etwa 3 km von Kaseburg entfernt. Eingeschult war er noch hier.

Bis zur Errichtung der Kaiserfahrt besuchten die Kinder regelmäßig die Schule. Sie hatten auch keinen Grund zum Fernbleiben, denn die Kinder aus Woitzig u. Lohberg hatten den gleichen Weg zurückzulegen. Nach der Fertigstellung des Kanals entstanden Schwierigkeiten. Namentlich im Winter traten diese hervor, da dann, wie schon vorher angegeben, die Überfahrt über den Kanal sehr schwer wurde, ja oft unmöglich wurde.

Diese Umstände zwangen die Regierung 1873 zur Errichtung einer Schule in Fühlensee. Es war eine Zwergschule. 1895 wurde sie von 7 Schulkindern besucht. 5 waren aus Fühlensee und 2 kamen aus der Försterei Roland, die in unmittelbarer Nähe der Ansiedlung lag.

Das Schulhaus war sehr primitiv. Der Bauer Eduard Krüger hatte an seinem Stall eine kleine Schulstube und ein kleines Stübchen für den Lehrer angeflickt. Die Schule war daher auch nur Durchgangsstelle für Schulkandidaten, die sehr häufig wechselten. Wegen ihrer Abgelegenheit u. Einsamkeit war Einkommen aber monatlich 10 RM höher als das andere Stellen für junge angehende Lehrer u. 10 RM waren für die damalige Besoldung der jüngeren Lehrer viel Geld. Es machte viel aus, ob er monatlich 65RM oder 75 RM erhielt.

1901 wurde Fühlensee von der Regierung aufgekauft. Sie wollte die Ansiedlung, die mitten in der Forst lag und zu Holz- u. Wilddiebstahl günstige Gelegenheit bot, los sein und zahlte daher hohe Preise und gestattete den Verkäufern, die Häuser u. Stallungen abzureißen und das dadurch gewonnene Material ohne Anrechnung auf den Kaufpreis zum Aufbauen neuer Wohnstätten zu benutzen. Zwei Besitzer siedelten sich in Kaseburg an. Eduard Krüger erwarb die Wirtschaft der

Witwe Sellin (neben der Kaisereiche) und Johann Faudrich baute neu auf. Der Eigentümer Ferdinand Stürmer fand in Kamminke Unterkunft u. Schwichtenberg kaufte in in Mecklenburg eine Wirtschaft.

Nur der Eigentümer, früherer Seefahrer, Johann Zornow weigerte sich, sein Anwesen der Regierung zu überlassen. Da inzwischen die Försterei Roland nach Kaseburg verlegt worden war, wohnte also nur noch Zornow allein in Fuhensee. Die Acker- und Wohnflächen der abgezogenen Besitzer wurden aufgeforstet. So lag er mit seinem kleinen Häuschen einsam im weiten Walde. Hier fühlte er sich wohl. Die Waldflächen boten dem Vieh Weide. Der Wald lieferte Brennholz u. Fleisch.

Aber seine Kinder machten ihm Kopfzerbrechen. Die Regierung verlangte deren Schulbesuch in Kaseburg, er forderte das Weiterbestehen der Schule in Fuhensee. Der Aufforderung, seine Kinder in die Kaseburger Schule zu schicken, kam er einfach nicht nach. Strafmandate schüchterten ihn nicht ein. Gegen gerichtliche Entscheidungen erhob er Widerspruch. Durch allerlei Winkelzüge zog er die Angelegenheit in die Länge. Die Forstverwaltung drohte, pfändete das ihm das Vieh im Walde, verpachtete ihm keine Wiesen zur Heugewinnung, die er notwendig brauchte, da er neben seinem kleinen Häuschen nicht einmal einen Garten besaß. Alle diese Sachen rührten ihn nicht.

Es ist mir und den anderen Kaseburgern unverständlich, dass die Forstverwaltung so große Langmut zeigte und die Schulbehörde so lau mit Z. verfuhr. Warum kein Zwang? Nach jahrelangem Herumärgern kam die Regierung Zornow entgegen u. bot ihm jährlich 200 RM Unterstützung an, damit er die Kinder im Winter in Kaseburg unterbringen könne. Wenn der Schulverbandsvorsteher bescheinigt hatte, dass seine Kinder regelmäßig die Schule besucht hätten, erfolgte die Zahlung der 200 RM durch die Schulkasse. Diese Regelung galt auch für seine Erben. 1945 wohnte in Fuhensee noch seine Tochter, die Witwe Frieda Knuth mit ihren verheirateten Töchtern Renate u. Irma. Bis dahin wurde auch die Unterstützung gezahlt.

Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, haben in Fuhensee folgende Lehrer unterrichtet.:

Stolt, Hermann Berndt, Franz Barkow, Floß und Dähn. Dieser erschoss sich 1898?, da er aus Mitleid ein dem Tode nahe Reh von seiner Qual erlöste und für diese Tat zur Verantwortung gezogen werden sollte. Er war der letzte Lehrer in Fuhensee.

Die Kirche ist alt. Der älteste Teil stammt nachweislich aus dem 13. Jahrhundert. 1826 wurde sie nach den Plänen Baurats Schinkel zu Berlin umgebaut. Der Turm ist eine Schenkung der Kapitän Kröning'schen Eheleute. Von ihm aus hat man einen weiten Blick in die Umgebung Kaseburgs. Das Auge erblickt die Lebbiner Berge und die weite Ebene des Haffs. Unter uns breitet sich die Kaseburger Forst und der Swinestrom mit seinen vielen Armen aus. Aus der Ferne winken der Golm bei Swinemünde und die Stadt selber mit ihren Häusern u. Türmen. Daneben liegen die freundlichen leuchtenden Wohnstätten von Ostwine, Klüs, Warder u. Pritter. Auf den grünen, weiten Weideflächen grasen viele Kühe u. auf den schillernden Wasserflächen ziehen Dampf- u. Segelschiffe, Fischer-u. Ruderboote ihre Bahnen.

Im Turme hängen 2 Glocken. Eine ist 1562 von einem gewissen Joachim Meig gestiftet worden und trägt die Inschrift: „Help Godt, dat ick nicht erstarre, den dat ick Godes holde erwarve“.

Die Inschrift der anderen Glocke lautet: „anno domini 1592 godt mi Lorentz Brüggemann de forsten help Godt alletid, der David Smedebarrk, Ehim Baldem Allebrecht Gereke und here Poley, amen“.

Zwischen diesen beiden Glocken hing eine dritte, die 1649 von Admiral Struhsjehm gestiftet u. 1862 von von Vofs in Stettin umgegossen war. Im 1. Weltkrieg musste sie abgeliefert werden. Ihre Inschrift lautete: „Soli Gloria.“ „Kaseburg“.

Im Kircheninnern fallen uns gleich zwei handgeschnitzte Holzsäulen auf. Sie stammen wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert. Rechts u. links vom Mittelgang stehen die eichbraunen Gestühle. Über ihnen befinden sich das Orgelchor, das Schifferchor u. das Bauernchor. Die Orgel stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im Mittelgange hängen 2 sehr schöne Kronleuchter, der Taufengel u. das Modell eines Dreimasters. Ein Kronleuchter stammt wahrscheinlich aus der Schwedenzeit, der Taufengel aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Das Modell des Dreimasters wurde 1668 von Martin Wiedemann angefertigt u. stellt „Die Taube“ („Columba“) dar. 1930 wurde das Schiff von Wilhelm Kage ausgebessert. Die Bilder am Pfarrgestühl behandeln in ziemlich drastischer, aber sehr anschaulicher Weise das Thema „Buße u. Vergebung“. Die Bilder an der Kanzel stellen Evangelisten u. Apostel dar. Sie stammen aus dem 17. Jahrhundert. Aus der selben Zeit ist das zur Seite des Altars hängende Bild des Gekreuzigten. Andere Bilder am Gestühle der Empore behandeln die Leidensgeschichte. Aus der pietistischen Zeit sind die Bilder auf dem Altarumbau. Sie sollen das Heilswirken am Christenherzen versinnbildlichen.

Im Altarraum hängen das Schwedenwappen, die Schwedenfahne, ein neueres Lutherbild und 2 fast lebensgroße Pastorenbildnisse. Es sind die Kaseburger Pastoren Augustin Hempel (um 1664 gewirkt und der Kaseburger Pastor Daniel Spalkhuver. Dieser soll auf einer amtlichen Segelfahrt von Kaseburg nach Swinemünde ertrunken sein. Westzwine gehörte bis nach 1753 fast 100 Jahre lang zum Kirchspiel Kaseburg.

Vor dem Altar liegen zwei alte Grabplatten. Ferner haben im Altarraum die Gedenktafeln der in den verschiedenen Kriegen gefallenen Kaseburger Platz gefunden. Die wehrhaften Männer haben an allen großen Kriegen Preußens- und Deutschlands teilgenommen, am 30jährigen Krieg (wo Kaseburgs Einwohnerzahl durch die Pest stark zurückging), am 7jährigen Kriege, den Befreiungskriegen, den Kriegen 1864, 1866, 1870/71, am 1 und 2. Weltkriege. Die schwarze Gedenktafel enthält die drei Opfer der Befreiungskriege.: Ernst Heinrich Wergin fiel am 6.9.1813 bei Dennerwitz, Michael Jakob Wannenmacher starb am 2. 6. 1914 bei Brabant, Jah. Jakob Christian Kelch fiel 1914 vor Paris. Die Kriege 1864, 1866, 1870/71 brachten für den Ort keine Verluste. Der Kriegerverein stiftete eine Tafel, die die Namen der verstorbenen Veteranen aus diesen Kriegen aufnehmen sollte.

Im 1. Weltkriege hatte die Gemeinde 44 Gefallenen zu beklagen, deren Namen auf 2 eichenen Gedenktafeln geschrieben waren. Die Tafeln hatte der Tischlermeister Wilhelm Marquard angefertigt. Die Beschriftung machte der Malermeister Otto Nöske.

Das Hauptschmuckstück der Kirche ist der Altarschrein. Er stammt aus der **Hönichzeit???**. Der geöffnete dreiflüglige Schrein zeigt im Mittelstück auf goldenen Hintergrunde Maria mit dem

Leichnam des Herrn auf dem Schoße. Neben ihr sind die Heiligen Nikolaus, Maria Magdalene, Paulus und Babara in Schnitzarbeit dargestellt. Die 4 Flügelbilder zeigen

Links- Verkündigung Maria und die Geburt Jesu

Rechts- Ausbeutung der Weisen und Tod der Maria

Der geschlossene Schrank bringt vier stark verblasste Bilder- Geißelung und Kreuzigung Jesu, Gethsemane ?? und Kreuztragung.

Auf dem Untersatz des Altarschreins sind von dem Künstler ausdrucksvoll wiedergegeben:

In der Mitte die Gestalt des verwundeten Erlösers umgeben von der heiligen Lanze,Text mit Helmut klären Seite 81 82

Das Ganze wird gekrönt von einem geschnitzten Spruch mit goldener lateinischer (Altdeutscher) Schrift und einem vergoldeten Eisenkreuz darüber.

Zu erwähnen ist noch ein kunstvoller messinger Altarleuchter, der 1688 von Hans Gerck gestiftet wurde. Weiter sind an Geräten vorhanden: eine silberne Oblatendose in Barock von Johan Barlachen „Holzfürster“ 1665 gestiftet und eine getriebene sehr schöne Weinkanne mit Deckel, Wappen und Adler. Sie stammen aus dem Nachlaß des im Haff ertrunkenen und dann in der Kaseburger Kirche aufgebahrt gewesenen Reinhold von Schröder. Sie wurde 1662 der Kirche als Gabe überwiesen.

Noch lange nach der Reformationszeit haben in der Kirche 4 Kaseln, gestrickte Priester Oberkleider gehangen. Sie stammten noch aus der Zeit, da Kaseburg Eigentum des Klosters Dargun war. (um 1250) Den Aufzeichnungen nach sind sie auch noch gebraucht worden. 1390 war der Hofmeister Hinrik Spyrink Verwalter des hiesigen Darguner Klosterhofes. Der erste evangelische Pfarrer (um 1557) war Ludolf de Düten. Der Pfarrer Hermann Poley (Pelugius, 1579-1621) hatte, wie aus der Glockeninschrift zu ersehen ist, eine Glocke gestiftet. Pastor Heinrich Käsewitz (1794- 1831) zeichnete sich durch Ordnung der Kirchenbücher und eine sehr schöne Handschrift aus. Seine Nachkommen (August Käsewitz, Fleischermeister und Johannes Käselitz, Arbeiter), waren um 1900 herum noch in Kaseburg wohnhaft. Der Fleischermeister zog später nach Pritter /Wollin. Für eine sorgfältige ordnung sorgte der Pastor Heinrich Theodor Magedeburg (1832-1848). Er ist auf den alten Kirchhof beigesetzt, wo bis 1945 noch das Eisenkreuz mit seinen Namen auf der Grabstätte stand. Nach dem Kriege 1870/71 amtierte der Pastor Spreer in Kaseburg. Er hatte den Feldzug als Divisionspfarrer mitgemacht und hatte manche soldatische Gewohnheit beibehalten. Seine Spaziergänge und kleiner Ausflüge machte er nur zu Pferde. Mit den größeren Knaben exezierte er mit den beim Pfarrhause aufgestellten Kanonen. So kam er bald zu den Spottnamen „Kanonenpastor“. 1887 wurde auf sein Betreiben der Kriegerverein gegründet. Sein Nachfolger wurde sein Neffe Wilhelm Zunker. (1894-1906) Er lies sich 1906 nach Neuenkirchen bei Greifswald versetzen um einen Teil der Studienkosten seiner Söhne zu sparen. Am 1. Weltkrieg nahm er als Divisionspfarrer teil und starb den Heldentod.

Als 1906 die Pfarrstelle durch den Fortzug des Pastors Zunker verwaist war, versah für kurze Zeit der Kandidat Engel den Pfarrdienst. Dann schickte das Konsistorium den Pastor Harnitz nach Kaseburg als Pastor. Er und die Gemeinde verstanden sich aber nicht so recht. In Hinterpommern, wo er so lange Pastor gewesen war, wurde der Seelsorger als eine ganz besondere Person angesehen, gewissermaßen als ein Heiliger. Die Gottesdienste wurden von den Bauern aus Überlieferungen beschickt und vom Gesinde mußte sonntäglich eins den Kirchgang antreten. Die Bevölkerung der schiffahrttreibenden Orten ist darin freier eingestellt. Hier gilt keine Gewohnheit, hier entscheidet die Wirksamkeit der gehörten Wort. Den Pastor Harnitz war die Kirche immer zu leer. Als sich das, trotz seiner Mühe nicht änderte, ging er nach einigen Jahren wieder nach seinem alten Wirkungskreise zurück. Nun hatte die Gemeinde den Pastor zu wählen und sie entschied sich für eine junge Kraft. Sie gab ihre Stimme einen Bewerber, der gerade seine einjährige Dienstzeit beim Militär beendet hatte. So wurde der Predigtamtskandidat Leo Hermann aus Baumschulenweg bei Berlin Pastor in Kaseburg. Er und die Gemeinde verstanden sich gut und wirkte erfolgreich bis 1945. Bei der Vertreibung durch die Polen fand er Aufnahme in Wittendorf, Kreis Bendheim Bezirk Köln, wo er im Herbst 1948 verstarb.

Der Kirche gegenüber auf dem Pfarrhofe steht eine mächtige Kastanie. Sie soll schon gestanden haben, als Gustav Adolf von Misdry-Lebbin her über die Swine setzte und in den ersten Tagen des Juli 1630 in Kaseburg sein Hauptquartier aufschlug. Als dann bald ein günstiger Wind aufkam, setzte er mit seiner Hauptmacht nach Stettin über. Unter dem Baum soll der Schwedenkönig, der Sage nach, sein Frühstück eingenommen haben, wozu die Pfarrfrau ihm ein Glas Milch kredenzte.

Die beiden alten Kanonen unter der Kastanie wurden vom Volk allgemein „Schwedenkanonen“ genannt. Sie haben mit den Schweden aber nichts zu tun, sondern sind neueren Datums. Sie sind das Geschenk eines Kapitäns aus der Mitte des vorherigen Jahrhunderts und stammen von seinem alten Handelsschiff „Clio“.

Dicht bei der Kirche liegt das große Wohngebäude des früheren Seefahres, jetzigen Fischers Karl Manthey. Das Haus war in früherer Zeit das Gutshaus gewesen. Später war die Oberförsterei darin untergebracht worden. In diesem alten Hause haben sich wichtige Angelegenheiten abgespielt. Wenn die alten Wände und Balken erzählen könnten, kämen wir aus dem Erstaunen gar nicht heraus. Die nun folgenden Tatsachen stehen geschichtlich fest.

Hier hat am Anfang des 12. Jahrhunderts ein Klosterhof gestanden. Das ganze Dorf Kaseburg (damals Carisübuor) war vom Kloster Dargun den früheren Besitzern, den Slawen Sabie und Roszür 1242 für ca. 40 Mark (jetzt etwa 20.000 Mark) abgekauft worden. Die Reste einer alten Klostermauer und der geschnitzte Altar in der Kirche (früher die Kapelle) geben noch Zeugnis aus dieser Mönchszeit. Am 17. Mai 1773 fand in der „Voigttey“ (d. i. das oben genannte Haus) eine geschichtlich festgestellte Zusammenkunft aller Linien des pommerschen Herzoghauses statt. Genannt werden die Herzöge Bogislav, der Ältere, Bogislav, und Swantibor. Auch der Bischof von Cammin Phillip Rehberg, war anwesend. Zur Verhandlung stand ein Bündnis gegen Kaiser Karl IV, der mit Krieg drohte.

Es mag auch noch daran erinnert werden, daß vor etwa 138 Jahren die Kirche als Lazarett eingerichtet war. Einmal sollen gegen 100 Gefangene und Verwundete Franzosen darin gelegen haben.

Kaseburg war der Sitz einer Postagentur. Ganz allmählich vergrößerte sich der Postverkehr. Am Anfang genügte es, das ein Postangestellter täglich die Postsachen von Swinemünde nach hier brachte. Und nachmittags die aufgegebenen Briefe, Karten und etwaigen Pakete wieder mitnahmen. Zur Entgegennahme der zu befördernden Post war bei dem damaligen Bäcker Christian Droese eine Posthilfsstelle errichtet. Die Einwohner holten ihre Post vielfach selber ab oder erhielten durch den Swinemünder Postboten zugestellt. Diese Einrichtung erwies sich aber nach mehreren Jahren als zu klein und aus der Posthilfsstelle wurde eine Postagentur. Postagent wurde Droese. Die Postsachen hatten an Menge so zugenommen, daß ein Mensch sie nicht mehr bewältigen konnte. Die Postbehörde mußte sie durch ein Fuhrwerk befördern. Die Pferde stellte der Posthalter in Swinemünde. Morgens 8 Uhr und nachmittags 4 Uhr traf das Postfuhrwerk in Kaseburg ein und machte gleich wieder kehrt mit der eingegangenen Post. Durch diese Einrichtung war die Postbehörde gezwungen in Kaseburg einen Briefträger einzustellen. Die Zustellung der Postsachen an die Empfänger war in der Weise geregelt, daß der Postagent das Dorf von Fresenland, der Briefträger den Hohn und die Ausbauten Woitzig, Lohberg und Fuhlensee und die Strommeisterei Kreuzhorst zu bestellen hatte. Der Postagent machte seine Bestellgang nicht selber sondern stellte einen Booten ein. Als nach einiger Zeit das Auto die Beförderung von Personen und Lasten immer mehr an sich riß, stellte die Post ein solches auch für den Postverkehr zwischen Swinemünde und Kaseburg ein. Es war ein Hanomag- Auto. Das erste Auto war nur klein und konnte neben dem Fahrer nur eine Person in dringenden Fällen höchstens 2 Personen befördern. Die Postverwaltung erkannte bald, daß mit dem Personenverkehr, namentlich im Winter, wenn Castor nicht fahren konnte, Geld zu verdienen war. Sie stellte ein großes Auto in den Dienst, womit sie bis 20 Personen befördern konnte. Diese Verbindung bestand bis zum Zusammenbruch 1945.

Die Geschäfte der Postagentur blieben in der Familie Droese bis 1944. Als Christian Droese starb, übernahm sie seine Schwigertochter Helma Droese geb. Saß, nachdem ihr Mann Otto Droese, nach kurzer Dienstzeit gestorben war. 1944 gab Frau Droese wegen hohen Alters (das Augenlicht war sehr schlecht geworden) ihre Stellung auf. Ihr folgte wieder eine Frau, die während des Krieges (auch schon einige Jahre vorher) Postbotin gewesen war, Matha Unger. Die Diensträumlichkeiten blieben im Drees'schen Hause. Frau Unger versah den Dienst bis zur Übergabe des Dorfes an die Polen.

Der erste Postbote, den die Postverwaltung in Kaseburg anstellte, war Luis Duffner. So lange war er Korbmacher bei dem Fischhändler Fink gewesen. Wenn er nun als Postboote auch nicht mehr Geld verdiente, als er bei Fink erhalten hatte, so war er später durch die Pension die er als Beamter erhielt, doch besser versorgt, als es durch die Altersrente geschehen konnte. Wie schon vorher gesagt wurde, hat er den Hohn, Woitzig, Lohberg , Krezhorst und Fuhlensee zu bestellen. Letzters lag nun durch die Kaiserfahrt von den anderen Ortschaften getrennt. Er hätte ja nun die übrigen Orte erlediegen können und dann Fuhlensee besonders bestellen. Aber Duffner war nicht auf den Kopf gefallen und sagt :

Wozu habe ich ein Boot?! Er brachte die Postsachen zuerst auf dem Holm unter, erledigte seine Arbeiten in Lohberg, Woitzig u. Kreutzhorst. Von dort fuhr er mit dem Boot über die Kaiserfahrt nach dem an Ufer, Fuhlensee. Dann ging er nach der Fähre, ließ sich übersetzen und rechnete mit dem Postagenten ab. Am anderen Tage machte er seinen Dienstgang in umgekehrter Richtung. Auf diese Weise sparte er täglich einen längeren Fußmarsch.

Nach einigen Jahren wurde Duffner versetzt. Sein Nachfolger wurde ein Otto Krüger. Nach dessen Pensionierung wurde ein Wilhelm Burkhardt Briefträger in Kaseburg. Der 2. Weltkrieg brach aus. Burkhardt ließ sich nach Heringsdorf versetzen. Da in Folge des Krieges die Männer knapp wurden, kam kein Briefträger für Kaseburg mehr in Frage. Die Post betraute mit der Bestellung der Postsachen den Rentenempfänger Hermann Berndt, einen gewesenen Stellmacher. Als er starb, übernahm seine Frau Hermine seinen Dienst und leistete ihn bis zum Zusammenbruch 1945.

Der Wald bei Kaseburg gehörte zur Oberförsterei Friedrichsthal. Das war eine kleine Ansiedlung in der Nähe des Dorfes Kamminke. Neben der Oberförsterei war da noch ein Gasthaus und einige Wohnhäuser. Das Gasthaus war ein beliebter Ausflugsort der Swinemünder.

Bis 1901 war der Revierförster des Forstbezirkes Kaseburg in Roland stationiert. Der letzte Förster hier hieß Reinhold Krüger. In Kaseburg war ein Haus für einen Hilfsförster erbaut. 1895 als ich nach Fuhlensee kam hatte die Stelle eines Hilfsförsters der Waldwärter Hugo Kriesen inne. Er starb um 1900 herum. Da hob die Forstverwaltung die Försterstelle Roland auf und der Revierförster Krüger erhielt im Forsthaus Kaseburg seine Dienstwohnung. Einige Jahre tat er hier noch seinen Dienst, dann ließ er sich nach Eggesin versetzen. Wenn er gewußt hätte, was ihm dort bevorstand, würde er seine Versetzung nicht beantragt haben. Bald nach seinem Dienstantritt in Eggesin wurde er von Wilddieben erschossen. Er war ein großer Feind dieser Menschen. Merkte er Wilddiebe in seinem Revier, war er Tag und Nacht unterwegs, um sie unschädlich zu machen. In Fuhlensee hatte er den Seefahrer Johann Zornow bei der Wilddieberei abgefaßt, und da er auf den Anruf hin nicht stehen blieb, sondern fortlief schoß er ihn in sein Bein, wodurch er zeitlebens ein Krüppel blieb. Diese Tat wird ein Grund zu seiner Versetzung gewesen sein, zumal die Söhne Zornows mit Vergeltung gedroht hatten.

Der 1. Nachfolger von Krüger in Kaseburg war der Revierförster Breckenfelder. Er war nur kurze Zeit dort. Ihm folgte der Förster Möller. Auch der war nicht lange in Kaseburg. Nun wurde ein Frieser Revierförster. Er hieß Johann Renken Schliep. Äußerlich streng und hart, wie alle Friesen, im Herzen aber ein guter, hilfsbereiter Mensch. Wo er nur konnte und soweit es seine Befugnisse ermöglichten, half er den Kaseburgern. Oftmals drückte er ein Auge zu, wenn eine Frau mit einer Karre voll Holz ankam und die einzelnen Stücke die erlaubte Stärke überschritten oder er machte einen Umweg um nicht gesehen zu werden, wenn jemand auf einer Stelle Holz sammelte, wo es noch nicht erlaubt war. Leidenschaftlich gern spielte er Skat. Wenn die Leute wußten, daß er bei Zaepernik, sein Standquartier, beim Skatspiel saß, dann hatten sie für einige Stunden Zeit zum Holzholen. Als er pensioniert wurde, baute er sich ein Häuschen in der Nähe der Fähre. Bienenzucht und Skatspiel waren

nun seine Hauptbeschäftigung. Bei seinem Begräbnis offenbarte sich die Verehrung, die er im Dorf genoss.

Sein Nachfolger wurde der Revierförster Paul Hasse. In seinem Verhalten den Kaseburgern gegenüber glich er vielfach Schlieps. Er war bis 1945 im Amte und verließ schon vor der allgemeinen Ausweisung heimlich den Ort.

Da der Forstbezirk Kaseburg ziemlich groß war, war dem Revierförster ein Hilfsförster zur Seite gegeben. Dieser wohnte anfangs im Dorfe.

Der Forstbezirk war durch die Kaiserfahrt geteilt worden. Der größte Teil lag auf der anderen Seite. Hatten beide Förster auf einer Seite zu tun war auf der anderen Seite freie Bahn zum Holz holen. Swinemünder nutzten diese Gelegenheit sehr aus. Durch die Fährleute erfuhren sie, ob ein Förster auf ihrer Seite im Walde war oder nicht. War keiner drüben blieb an der Fähre eine Wache, um acht zu geben, wenn ein Beamter herüberkam. Die übrigen machten solange Holz, bis der Wachposten Meldung brachte.

Um diesen Holzdiebstahl zu unterbinden, baute die Forstverwaltung ein Haus für den Hilfsförster auf der Swinemünder Seite, nahe der Fähre. Der letzte Hilfsförster, der darin wohnte, hieß Prescher. Während des 2. Weltkrieges diente dieses Haus einem Zivilangestellten der Oberförsterei als Wohnung. Der Angestellte hieß Kleist.

Das Fischereigewerbe stand unter der Aufsicht des Oberfischmeisteramtes in Swinemünde. Hier waren ein Oberfischmeister und mehrere Fischmeister und Fischereiaufseher tätig. Die Fischereiaufsichtsbeamten in Kamminke und Lebbin waren dem Amte in Swinemünde unterstellt.

Diese Aufsicht war durchaus nötig, da die Fischer häufig mehr Fischereigeschirr benutzten, als sie gepachtet hatten. Sehr oft fischten sie auch auf verbotenen Gewässern, den Laichrevieren, da hier der Fang besser war. Die Hauptaufgabe der Beamten war die Unterdrückung der Raubfischerei. Um das Ziel zu erreichen, waren sie dauernd unterwegs. Anfangs standen ihnen nur Botte zur Verfügung. Die waren leichtgängig gebaut, und somit an Schnelligkeit den Fischerbooten überlegen. Diesen Nachteil machten aber die Raubfischer dadurch weg, daß sie mehr Mann im Boot waren und somit mehr Riemen in Gebrauch hatten. Als später die Fischerreibeamten Motorboote erhielten, war die goldene Zeit der Raubfischerei vorbei.

Kaseburg gehörte bis Mitte der 90iger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum Bezirk der Swinemünder Fischereibeamten. Um diese Zeit erhielt es seinen eigenen Beamten. Der erste war der Fischereiaufseher Schaak. Nach ihm waren folgende Fischereibeamten im Dienst: Georg Bugdahl, Moldenhauer, Hugo Penzlin, Wilhelm Kressmann, Paul Zeleber, Löper und Zühlsdorf.

Kressmann ertrank bei der Ausübung seines Dienstes in der Kaiserfahrt. Zeller war später Oberfischmeister in Swinemünde.

Während des 2. Weltkrieges musste der Fischmeister Pirwitz in Kamminke den Kaseburger Fischereibezirk mit betreuen.

Ein großer Tag für die Fischer war im Frühjahr die Fischereiverpachtung. Geraume Zeit vorher war der Tag in der Zeitung bekanntgegeben. Aus den ortsansässigen Fischern mussten auch die aus Pritter und Lebbin erscheinen. Die alten Fischereischeine waren von den Beamten vorher eingesammelt worden. Auch hatte er dabei die Meldung entgegengenommen, welche Fischereigerätschaften der Fischer im neuen Jahr pachten wollte. So konnten die neuen Scheine schon ausgeschrieben werden und wurden mit dem Termin gegen Zahlung des Pachtgeldes ausgeteilt. Kleine Änderungen im Bezug auf die Gerätschaften wurden an Ort und Stelle erledigt. An dem festgesetzten Tage erschien der Oberfischmeister etwa eine Stunde vor der anberaumten Zeit, mit einem weiteren Fischmeister. Beim fischhändler Fink wurde erst das Frühstück eingenommen. Dann ging es zum gegenüberliegenden Verpachtungslokal Zeapernik. Wenn die neuen Fischereischeine bezahlt waren und die alten Scheine für das abgelaufene Jahr beschlagnahmt wurden, wurden die konfigurierten Reusen, Netze und Angeln versteigert. Danach folgt das Mittag bei C.A. Fink.

Die Fischer blieben auch noch längere Zeit beisammen. Erinnerungen und Erlebnisse wurden ausgetauscht, neue Fangmethoden besprochen, Proben ausgestellter Garne kritisch beurteilt und gesetzliche Maßnahmen betreffend Fischerei eingehend durchgegangen. Das hierbei das Trinken nicht vergessen wurde, war selbstverständlich. So mancher, der sonst nur mäßig alkoholische Getränke zu sich nahm, trat schwankend den Heimweg an.

Politisch gehörte Kaseburg zum Kriese Usedom Wollin und zum Amtsbezirk Friedrichsthal. Die Verwaltung des Dorfes lag in den Händen eines Gemeindevorstehers, bei den Nazis kam der Titel Bürgermeister auf. Ihm zur Seite standen 2 Schöffen (Beigeordnete). Der 1. Schöffe war stellvertretender Bürgermeister. Weiter halfen ihm in der Verwaltung mehrere Gemeindevertreter (Gemeinderäte). Vor der Nazizeit hatten diese mitzureden und konnten in irgend einer Angelegenheit ein Beschluß durch eine Abstimmung herbeiführen. Die Stimmenmehrheit entschied. Unter dem Naziregime hatten sie aber nur eine beratende Stimme. Durch seine Entschließung entschied der Bürgermeister (nach dem sogenannten Führerprinzip) selbstständig. Da war es kein Wunder, wenn ihr Interesse allmählich erlahmte. In früherer Zeit war das Amt des Gemeindevorstehers, damals Schulze genannt, häufig an ein Geschlecht gebunden. An diese Zeit erinnern noch die Namen „Schulzenhof“ (die Wirtschaft des Bauern Holz) „Schulzenacker“ und „Schulzenknüppel“.

Gemeindevorsteher bez. Bürgermeister waren Braun, Franz Zaepernik, Michael Ramm, Wilhelm Lorenz, Karl Engelbrecht, Erwin Lorenz, Heinrich Bartelt und Joachim Holz. Da in erster Zeit die Arbeiten noch gering waren, konnten sie von den Betreffenden als Nebenamt bewältigt werden. Bei Bedarf halfen die Lehrer aus. Mit der Zeit häuften sich die Arbeiten. Viele Sachen, die sonst von den Landratsämtern erledigt wurden, mußten die Gemeinden übernehmen. Engelbrecht hatte schon seine Tochter Anna als ständige Hilfe. Als dann in der neuen Gemeindeordnung (Hitler) bestimmt wurde, daß der Bürgermeister nichts mehr mit den Geldgeschäften der Gemeinde zu tun haben dürfe, mußte ein Gemeinde- Kassenverwalter angestellt werden. Der erste Kassenverwalter war der Kriegsinvalide aus dem 1. Weltkriege Johannes Schmiegel. Nach einiger Zeit stellte es sich aber heraus, daß er zur

Erledigung der geforderten Arbeiten nicht fähig war. Da ich schon als Lehrer sein Stellvertreter war, übernahm ich 1 Jahr nach meiner Pensionierung 1937 Hauptamtlich die Stelle und hatte sie bis 1945 inne.

Bei dem Bürgermeister Bartelt wurde der Kriminalsekretär Hilma Göde als Schreibhilfe eingestellt. Die Arbeiten nahmen aber infolge des Krieges gewaltig zu. (Bezugsscheine, Lebensmittelkarten usw.) Es mußten noch zwei Damen eingestellt werden. Dies waren Frau Gertrud Rauhut geb. Bögler und Fräulein Brigitte Denkert, die während der Amtszeit des Bürgermeisters Holz ihren Dienst antraten und bis 1945 verwalteten.

Die Arbeiten im Gemeindebüro wuchsen aber derartig, daß die Bearbeitung der Bezugsscheine allein eine Arbeitskraft erforderte. Als erste übernahm Frau Hildebrath diese Tätigkeit. Da sie aber bald in der Frauenschaft voll zu tun hatte, wurde sie von Frau Agnes Appelhagen geb. Jahnke abgelöst.

Zur Erledigung der im Dorfe nötigen Bestellungen von Briefen, Anzeigen, Aufforderungen, Mahnungen usw. stand ein Gemeindebote zur Verfügung. Dieses Amt versahen: Schneider Wilhelm Verwiebe, Schuhmacher Willi Ehmke (fiel im 2. Weltkriege), Fischer Otto Rückert, Rentenempfänger Karl Budan und nach dessen Tode noch kurze Zeit bis 1945 der Rentenempfänger Ferdinand Köster.

1875 wurde das Standesamt eingerichtet. Der erste Standesbeamte war der Schulze Braun. Sein Nachfolger war der Bäcker Franz Zaepernik, der spätere Gemeindevorsteher. Ihm folgte der Postagent Cristian Dreose. Nach seinem Tode übernahm der Gemeindevorsteher Karl engelbrecht das Amt und nach dessen Amtsniederlegung führte der Bürgermeister Willi lorenz die Standesamtsgeschäfte. Als der seine Ämter aufgab und wieder zur See fuhr, übertrug man mir das Amt. Ich hatte das inne bis 1945.

Die Schiedsmannsgeschäfte wurden wahrgenommen von, soweit mir erinnerlich ist, folgende Personen: Cristian Dreose, Karl Zeapernick, Albert Arndt, Waldemar Zaepernik und mir. (bis 1945)

Zu der Arbeit des Kassenverwalters gehörte auch die Verwaltung der Lichtkasse. Als seinerzeit der Ort elektrisches Licht erhielt, nahmen nicht alle Hausbesitzer diesen Vorteil in Anspruch. Einige hielt der aberglaube, daß mit der elektrischen Anlage die Blitzgefahr vergrößert werde, zurück. Andere waren der Meinung, daß die bisherige Petroleumbeleuchtung billiger sei. Von den besseren Licht und der größeren Bequemlichkeit versprachen sie sich nicht viel. Es traten aber der ins Leben gerufenen „Lichtgemeinschaft“ so viele bei, daß das Werk in Angriff genommen wurde. Der gewählte Vorstand ließ von dem Fachmann Walther Kelting-Swinemünde einen Lage- und Kostenplan aufstellen. Der Bau des Transformatoren- Hauses, die Lichtmasten und der Leitungsdraht für die Hauptleitung und für die Nebenleitungen bis ins Haus des Lichtabnehmers erforderten nach dem Plan eine Gesamtsumme, welche die Lichtgemeinschaft alleine nicht aufbringen konnte. Ein Darlehen mußte aufgenommen werden. Dies wollte die im Ort bestehende Spar und Darlehenskasse hergeben, wenn die Gemeinde die Bürgschaft übernehme. Die Gemeindevertretung kam diesen Wunsche nach, und der Bau wurde in der festgelegten Zeit fertig. Den noch nicht beteiligten Hausbesitzern war gestattet, während des Baus ohne weitere Kosten Anschluß zu nehmen. Wer sich dazu erst nach der Fertigstellung entschloß mußte

auf eigene Kosten die Leitung vom Hauptnetz bis zu seinem Hause herstellen lasen. Die Kosten der Schalttafel und die Hausanlage hatte jeder Teilnehmer selber zu tragen. Die elektrischen Zähler lieferte die Lichtgemeinschaft und übernahm auch deren etwa entstehenden Reparaturen. Der Lichtabnehmer zahlte dafür monatlich die festgesetzte Miete. Um die übernommenen Schulden baldiges zu decken entschlossen sich die Abnehmer in großzügiger Weise zur Zahlung eines hohen Strompreises. Die Überlandzentrale berechnete den Strompreis pro Kilowattstunde mit 6 Pf. und die Abnehmer zahlten freiwillig 45 Pf. Dadurch wurde es möglich, in wenigen Jahren die Schulden, etwa 20 000 RM, zu begleichen. Jetzt wurde den Abnehmern die Kilowattstunde mit 8 Pf. angerechnet. Auch bei diesem Preise blieb alljährlich ein guter Überschuss übrig., so dass die Lichtkasse auf ihrem Konto ein Guthaben von rd. 10 000 RM zu stehen hatte. Diese Summe sollte verwandt werden, um die Eisenleitungsdrähte in solche aus Kupferdraht auszuwechseln. Kupferdraht war bei der Anlage des Ortsnetzes kaum zu haben.

Inzwischen trat eine Änderung ein, die etlichen Abnehmern und auch mir nicht nötig erschien. Eigentümerin der Lichtanlage war die Lichtgemeinschaft. Die politische Gemeinde hatte sich bei der Übernahme der Bürgschaft ein gewisses Aufsichtsrecht ausgemacht. Das konnte bei der Höhe der Summe nicht abgeschlagen werden. Als sich nun im Laufe der Jahre herausstellte, dass das Unternehmen gewinnbringend war, was anfangs sehr bezweifelt wurde, sahen die Dorfväter (Gemeindevertreter) mit neidischen Augen darauf. Diese Überschüsse hätten der Gemeindekasse genügt, um die Gemeindesteuern erheblich zu senken. So kam es eines Tages soweit, dass die Gemeindevertretung den Entschluss fasste: Die Lichtanlage ist Eigentum der Gemeinde. Einige Lichtinteressenten und ich wollten dagegen Stellung nehmen und der Gemeinde die unberechtigte Übernahme der Lichtanlage streitig machen, da sie ja in keiner Weise ihr Recht darauf beweisen konnte. Aber da die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder der Lichtgemeinschaft der Sache gleichgültig gegenüberstand, und ohne Murren ihre Rechte preisgab, unterließen wir unsere Absicht. Damit blieb die Gemeinde Besitzerin der elektrischen Dorfanlage. Errichtet war sie einige Jahre vor dem 1. Weltkriege. Widerrechtlich übernahm sie die Gemeinde etwa um 1936.

Aus den Kaseburger Kirchenbüchern sind noch folgende Angaben entnommen:

Anlässlich einer Kirchenvisitation 1558 wurde festgestellt, dass damals Kaseburg 31 Häuser und 2 Krüge hatte.

(Lohberg bestand aus 2 Häusern) 1946

Woitzig, das uralte Wutzke, hatte 8 Häuser und Fuhlensee 2 Häuser und 1 Krug

Beim Zusammenbruch 1945 waren in Kaseburg über 30 Häuser, darunter 2 Schulhäuser u. 4 Gasthäuser. Nach der letzten Volkszählung (1939?) wurden mit Woitzig, Lohberg, Fuhlensee zusammen 1472 Seelen ermittelt.

Woitzig war in vergangener Zeit eine selbständige Gemeinde mit eigenem Schulzen.

Das Arndt'sche Haus in Lohberg entstammt einer Ansiedlung aus der Zeit Friedrich des Großen. Dieser schenkte hier einem verdienten Unteroffizier Miers ein Stück Land und unterstützte ihn beim

Bau der Gebäude. Auch später noch wandte sich Miers in Notzeiten an seinen König und fand immer Hilfe. Diese Tatsachen habe ich aus alten Urkunden, die der Besitzer Karl Arndt sorgsam aufbewahrte u. hütete. Jetzt sind sie bei der Übergabe an die Polen (1946 wurde Arndt ausgewiesen) doch verloren gegangen. Es sei hier noch erwähnt, dass Arndt ein entfernter Verwandter von Ernst Moritz Arndt ist. Fuhlensee hatte 1873 vier Häuser mit 5 Familien und 1 Schule. 1945 war dort nur noch 1 Haus. Wahrscheinlich wird dies allmählich verfallen, denn ich glaube nicht, dass hier ein Pole, abseits jeglichem Verkehr und abgeschlossen von anderen Menschen, seinen Wohnsitz nehmen wird.

In allen angeführten Erwerbszweigen, Staats- und Gemeindeangelegenheiten ist fast nur von der Arbeit, den Mühen und deren Ergebnis berichtet. Der Leser könnte dabei auf den Gedanken kommen, dass die Kaseburger sehr realistisch veranlagt waren. Gewiss, arbeiten u. sparen waren an der Tagesordnung. Aber daneben wurden Fröhlichkeit und Geselligkeit nicht vernachlässigt. Bei Hochzeiten, Kindtaufen u. Geburtstagfeiern, ob groß oder klein, je nach dem Geldbeutel der Feiernden, herrschte immer ein fröhliches, heiteres u. munteres Leben.

Die größten Freuden brachte der Winter, wenn die Vereine ihre Wintervergnügen feierten. In der Landwirtschaft war dann wenig Arbeit, den Fischern verboten Eis und Schnee die Ausübung ihres Berufes. Die Arbeiter, die ja auch im Winter ihrem täglichen Geschäft nachgehen mussten, konnten sich unbekümmert der Freude hingeben, denn alle Wintervergnügen wurden auf den Sonnabend gelegt. Am Sonntag war dann Zeit zum Ausschlafen. Nur die Schützenfeste im Anfang des Sommers wurden an einem Sonntag begangen.

Im Dorfe waren 2 Schützenvereine, 1 Kriegerverein, 1 Turnverein, 1 Gesangverein und 1 Fischverein. Der älteste Verein war die Schützengilde. Sie wurde Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegründet. 1901 war für den Verein verhängnisvoll. Wegen Anschaffung einer einheitlichen Schützentracht kam es zu Zwistigkeiten, die dazu führten, dass ein Teil der Mitglieder unter Führung des Fischhändlers C. A. Fink ihren Austritt erklärten und einen neuen Schützenverein „Deutschen Treue“ gründeten. Die im alten Verein verbliebenen Schützen trugen grüne Joppen u. Jägerhut und schwarze Hosen. Dazu hatten sie an der Seite den Hirschfänger hängen. Die Schützen des neuen Vereins verblieben beim schwarzen Rockanzug, hohem Hut u. weißen Handschuhen. Als neu kam der Schützendegen hinzu. Allgemein wurden die beiden Vereine als die „Grünen“ und die „Schwarzen“ bezeichnet. 1933 mussten sich auf höheren Befehl hin beide wieder zu einem Verein zusammenschließen, der sich „Schützengesellschaft“ nannte.

Etwas später als die Schützengilde trat der Männerturnverein ins Leben. Ihm folgten 1887 der Kriegerverein. Die anderen Vereine entstanden erst im 20. Jahrhundert. Alle aber bestanden bis 1945. In der Nazizeit gab es eine Marine –SA, die Frauenschaft, die HJ(Hitlerjugend) und den BDM(Bund Deutscher Mädchen).

1903 wurde die Spar- und Darlehnskasse gegründet. Sie hat vielen Kaseburgern geholfen. Von den Auswirkungen der Inflation 1923, wurde sie sehr hart betroffen und konnte sich nicht wieder zu kräftigen neuem Leben aufschwingen. Als sich dann 1929 von Amerika aus eine allgemeine

Wirtschaftskrise über die meisten Länder Europas ausbreitete, Bankrotte über Bankrotte folgten, wurde ihr das verhängnisvoll. Die Kasse führte noch einige Jahre ein Schattendasein, bis sie sich 1933 auflöste.

In Kaseburg wurden von jeher viele Schweine gefüttert. Die Bauern schlachteten jährlich mehrere für den eigenen Bedarf. Daneben wurden ein oder zwei Schlachtschweine verkauft, um die Schuldenzinsen oder Steuern zu begleichen. Der kleine Mann fütterte ebenfalls ein Schwein für seinen Haushalt und oft noch ein zweites, um von dem Erlös Schulzeug u. Kleidung für den Winter anzuschaffen. Wenn nun ein Schwein kreperte, was im Sommer bei der Hitze gar oft geschah, war häufig der ganze Versorgungs- und Anschaffungsplan über den Haufen geworfen, und manch bittere Träne ,namentlich bei den kleinen Leuten, wurde dem verendeten Schwein nachgeweint.

Um in solchen Fällen Hilfe zu leisten, hatten einige hilfsbereite Männer sich zusammengefunden, das Hin u. Wieder nach allen Seiten besprochen, aus anderen Gegenden Erkundigungen eingezogen und sich Satzungen schicken lassen. Die Seele dieser Bewegung war der Eigentümer Gustav Piepkorn. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, wurden alle Schweinebesitzer zur Gründung eines Schweineversicherungsvereins zusammengerufen.

Die vorgetragenen Absichten fanden allgemeinen Beifall und der neue Verein stand da, mit seinem gewählten Vorstand u. den Vertrauensleuten. Er war aufgebaut auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit. War ein Schwein eingegangen, musste dieses dem Vertrauensmann gemeldet werden. Er waog den Kadaver und stellte nach dem Gewicht die Entschädigungssumme fest. Diese wurde dann auf die Mitglieder nach dem Verhältnis der Anzahl der versicherten Tiere verteilt, eingezogen und ausgezahlt. Für Ferkel, Läufer und Fettschweine waren die zu zahlenden Beiträge festgelegt. Zu Beginn der warmen Jahreszeit wurden alle Schweine vom Vertrauensmann gegen Rotlauf geimpft. Wenn es nötig war, wurde die impfung wiederholt. Durch diese Vorsichtsmaßnahme wurde der Abgang der Schweine auf ein Minimum herabgedrückt. Für die Mitglieder war die Impfung kostenlos. Spritzen und Serum besorgte der Vorstand.

Mehrere Jahre hatte der Verein ohne Zwistigkeiten zum Vorteil seiner Mitglieder gewirkt. Das wäre auch so weiter gegangen, wenn nicht von anderer Seite den verein Steine in den Weg geworfen worden wären. Die Tierärzte hatten erkannt, dass die Schweineimpfung gegen Rotlauf eine Geldquelle war. In anderen Gemeinden hatte man auch diesen Weg der Selbsthilfe beschritten. Wenn sie nun, die Tierärzte, die impfung ausführten, brachte sie eine gute einnahme. So ohne Weiteres war es aber nicht möglich , diese Quelle zu erschließen. Das konnte nur auf Umwegen geschehen.

Zunächst brachten sie es fertig, dass Privatpersonen Serum nur durch sie erlangen konnten. Dem Verein war es gleichgültig, ob er das Vorbeugungsmittel vom Hersteller oder vom Tierarzt bezog. Aber die weiteren Maßnahmen der Letzteren legten den Verein lahm und bewirkten seine Auflösung.

Die Tierärzte setzten durch, dass das Serum nur von ihnen verwand werden dürfe, denn in der Hand von Laien seien Lymphe und Serum ein gefährliches Mittel. Unsere Gegenbeweise drangen nicht durch. Wenn nun ein Schwein an Rotlauf erkrankte, kam die Hilfe vielfach zu spät. Die Mittel wirken

nur, wenn sie rechtzeitig zur Anwendung gelangen. Da die Vorbeugeimpfung zu Beginn der heißen Jahreszeit vorerst unterblieb, stieg die Schweinesterblichkeit rapide. Es mussten hohe Beiträge erhoben werden. Die Beitragszahlung

war inzwischen geändert worden. Als der Vorstand nach einigen Jahren einen Überblick über die erhobenen Beiträge hatte, konnte er feststellen, welche Summe jährlich zur Deckung der Schäden u. Kosten nötig war. Diese wurde nun vierteljährig erhoben. Durch die Neuordnung reichte der veranschlagte Betrag nicht. Erhebliche Nachzahlungen mussten gefordert werden. Als nun der Tierarzt dazu überging, im Vorsommer die Vorbeugeimpfung zu machen u. die Hersteller der Impfmittel gehalten waren, den Wert des Tieres, das innerhalb der Schutzzeit an Rotlauf kreperte, zu ersetzen, war der Verein überflüssig. Er löste sich auf. Die Spritzen überließ man den Vertrauensleuten, als einzige Entschädigung für jahrelange treue Dienste zum Wohle der Allgemeinheit. Das noch vorhandene Kapital, viel war es nicht, ging in die Gemeindekasse.

Nachwort

In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1946 verließen meine Frau und ich heimlich die Heimat, um den Schikanen u. Nachstellungen der Polen zu entgehen. Im Sommer desselben Jahres mussten sämtliche Bewohner den Ort räumen und fanden in der britischen und amerikanischen, sowie in der sowjetischen Zone Unterkunft.

Durch die ganz unnatürliche Grenzerfassung auf der Insel Usedom (2km westlich von Swinemünde, Torfgraben bei Kamminke, Haff) ist der südöstliche Zipfel der Insel mit den Ortschaften Friedrichsthal, Kaseburg, Woitzig, Lohberg, u. Fuhlensee von ihr abgeschnitten u. unter polnische Verwaltung gestellt worden. Die Hoffnung, dass diese widersinnige Grenze bei einer etwaigen Grenzregulierung zu unsern Gunsten geändert würde, muss vorläufig aufgegeben werden. Im Februar 1951 ist zwischen der „Ostdeutschen- Demokratischen- Republik“ und Polen ein Abkommen getroffen, das festlegt, die Oder-Neiße Grenze sei zwischen beiden Staaten als endgültig zu betrachten. Auf Usedom hat sich die Grenze noch verschlechtert. Sie verläuft jetzt unmittelbar vor Ahlbeck (Seebad) nach dem Zerniensee (der jetzt polnisch ist) und von da nach dem Torfgraben. Der Pole hat also westlich von Swinemünde noch einige Kilometer Land erhalten. Aber Ortschaften wie Ahlbeck (auf das er scharf war), Ulrichshorst, Korswandt, Garz oder Kamminke, sind ihm nicht zugeteilt worden.

Ich bin der Ansicht, dass trotz des gesamten Abkommens über die endgültige Grenze zwischen Deutschland und Polen noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist. Darüber haben bei der Abschließung des kommenden Friedensvertrages noch andere Mächte mitzureden.

Bis dahin werden aber bei der Uneinigkeit unserer Bezwingen noch eine Reihe von Jahren vergehen. Der Bundesflüchtlingsminister Dr. Lukaschek erklärte am 12. Mai 1951 in Bottrop auf dem

Oberschlesiertreffen, dass der Weg in die ostdeutsche Heimat, nur über Frieden und Europa, nicht aber an frischen Soldatengräbern vorbeiführen könne. Auf derselben Zusammenkunft sagte der Bundesminister Jakob Kaiser unter dem Beifall der Tausende: „Deutschland ist nicht auf das Gebiet der heutigen Bundesrepublik begrenzt, sondern die sowjetische Zone und das deutsche Land jenseits von Oder u. Neiße gehören ebenfalls dazu. Kein Deutscher kann jemals auf diese Gebiete Verzicht leisten“. Das tun wir auch nicht, sondern hoffen stark auf die Rückkehr in die alte Heimat. Aber wann kommt sie? Die Alten, die die Heimat noch fest im Gedächtnis haben, werden nicht mehr sein. Sie haben die Hoffnung mit ins Grab genommen. Die bei der Ausweisung im Jünglings- oder Jungfrauenalter standen, die Heimat auch noch genau kennen, sind inzwischen reife Menschen geworden. Sie stehen in fester Arbeit und haben zumeist eine eigene Familie gegründet. Sie haben sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt, sie haben sich eingelebt. Das Verlangen nach der alten Heimat tritt immer mehr in den Hintergrund. Die aber als Schulkind und noch jünger ins Aufnahmegebiet kamen und kaum ein festes Bild der Heimat besitzen, werden das Wenige bald ganz vergessen. Für diese ist die neue Heimat eben die Heimat.

Hier müssen die Älteren eingreifen. Ihre Aufgabe ist es, den Kindern immer wieder von der Heimat zu erzählen. Die trauliche Dämmerstunde, der lange Winterabend u. der sonntägliche Spaziergang bieten reichlich Gelegenheit dazu. Wer es fertig bringt, benutze die Gabe u. Zeit dazu, seine Heimatkenntnisse niederzuschreiben. Seine Nachkommen besitzen dann eine bleibende Erinnerung an ihn. Er kann gewiss sein, dass seine Aufzeichnungen oft hervorgeholt werden und stolz klingt es dann: „Das hat einmal mein Großvater, meine Großmutter oder mein Vater oder meine Mutter für mich aufgeschrieben“.

Ein anderer Grund auch muss uns veranlassen, unser Heimatwissen schriftlich festzulegen. Wenn die Nachkommen einmal heimkehren, finden sie eine andere Heimat vor, die anders aussieht, als die, die wir verließen. Damit sie sich dann wieder einigermaßen zurechtfinden, haben sie in unsern Aufzeichnungen ein brauchbares Hilfsmittel.

Aus diesen Gründen habe ich es versucht, aus dem Gedächtnis heraus, ein Bild der alten Heimat zu geben. Über 50 Jahre habe ich in Kaseburg gelebt und mich rege am wirtschaftlichen u. politischen Leben im Ort beteiligt. Daher kenne ich die Verhältnisse genau. Leider musste ich mich beim Niederschreiben der Erinnerungen fast ganz auf mein Gedächtnis verlassen. Aus diesem Grunde konnte ich auch vielfach keine genauen Zahlenangaben machen. Wenn ich geahnt hätte, dass ich einmal die Heimat als Flüchtling verlassen müsste, und eine andere deutsche Gegend eine neue Heimat für mich werden würde, hätte ich mir vormals aus den Akten der Schule, die mir als Schulverbandsvorsteher zur Verfügung standen, Abschriften der wichtigsten Urkunden angefertigt. Ebenso hätte es geschehen können, aus den Gemeindeakten, „der Kaiserfahrt“, der Gemeindevorsteher“, „das Standesamt“ usw. Abschriften zu nehmen. Die Rezesse aus den 30 iger und 50 iger Jahren des vorherigen Jahrhunderts und die Grundbuchmutterrolle wären dann an einem

sicheren Ort nach außerhalb gekommen. Diese wichtigen Dokumente wären dann, da sie mir als langjähriger Gemeindegassenverwalter immer zugänglich waren, gerettet gewesen.

Als ich bei den Polen versuchte, das Versäumte nachzuholen, stellte sich die Unmöglichkeit dieses Unternehmens heraus. Wahrscheinlich sind sie im Freudenfeuer mitvernichtet worden.

Die Angaben über die Kirche stammen aus der Kirchenchronik und sind entnommen einem Artikel von Pastor Hermann, den er am 18.4.1933 in „Insel und Welt“, der Unterhaltungsbeilage der Swinemünder Zeitung veröffentlichte und die Überschrift trug „Spaziergang auf einer pommerschen Insel“.

Bei der Aufzählung von Personen bei den verschiedenen Ämtern u. Beschäftigung mag es möglich sein, dass die Reihenfolge nicht genau stimmt. Ob dies ein großer Fehler ist, will ich dahingestellt sein lassen. Ich meine, ob Schulze vor Müller tätig war oder nach ihm spielt keine große Rolle. Maßgebend bleibt, dass er überhaupt an richtiger Amtsstelle steht. Darin glaube ich mich aber nicht geirrt zu haben.

K A S E B U R G

unter russischer und polnischer Besetzung

1945/46

Ein Bericht von Lehrer Franz Barkow.

Franz Barkow, geboren am 5.8.1874, lebte über 50 Jahre in Kaseburg. Von 1902 bis 1936 war er als Lehrer und zeitweise auch als Standesbeamter, Schiedsmann und Kassenverwalter der Gemeinde tätig. Er verstarb am 26.6.1956 in Köln.

Vorwort

A. Die letzten Wochen im Dorfe vor der Besetzung

Zu Anfang 1945 wurde uns mit erschreckender Gewissheit klar, dass der Krieg für uns verloren war. Diesen Glauben konnte uns keine Propaganda der Partei mehr ausreden. Wir glaubten nicht mehr an ein letztes Mittel, das den Krieg zu unseren Gunsten ändern würde. Wir sahen jetzt nur noch die militärische Lage und diese war für uns unglücklich genug.

Die Russen hatten ganz Hinterpommern besetzt und standen an der Dievenow. Im Süden war Schlesien von ihnen erobert und die Engländer, Amerikaner und Franzosen drangen von Westen immer weiter vor. Es musste kurz über lang soweit kommen, dass sie sich mit den nach Westen vorstoßenden Russen die Hand reichen konnten. Wie sollte nun wohl noch eine Wendung zu unseren Gunsten eintreten! Wir erwarteten täglich die Meldung vom Überschreiten der Dievenow seitens der Russen und rechneten damit, dass dann unsere Inseln Kampfgebiet würden. Nach allgemeiner Ansicht sollte Swinemünde als Festung dem Russen Halt gebieten und Verteidigungsanlagen rings um die Festung waren zahlreich genug angelegt. Auch der neue Festungskommandant, vorher Verteidiger Kolbergs gewesen, bot Gewähr, dass Swinemünde bis zum Äußersten gehalten werden würde. Aber die Russen dachten gar nicht daran, die starke Festung direkt anzugreifen und weitere Soldaten zu

opfern. Sie blieben an der Dievenow stehen, gingen bei Küstrin über die Oder und kämpften sich durch die Uckermark und Priegnitz hindurch nach Mecklenburg bis Rostock. Sie schnitten also Swinemünde ab, so dass sich die Festung nicht halten konnte. Nach einem Gerücht soll der Festungskommandant von einem Soldaten erschossen worden sein, weil er die Festung doch bis zum Äußersten

halten wollte. Die Richtigkeit dieses Gerüchtes war nicht nachzuprüfen. Jedenfalls aber wurde Swinemünde nicht verteidigt, als die Russen über die Dievenow und die Peene nach den Inseln übersetzten und sie in Besitz nahmen.

Uns Kaseburgern fiel damit ein Stein vom Herzen. Denn, wenn Swinemünde sich nicht ergeben hätte, wäre auch unser Dorf Kampfgebiet geworden. Die russischen Kriegsgefangenen hatten genügend Verteidigungsstellen anlegen müssen, Geschütze waren in ziemlicher Menge mit Munition herangeschafft worden und Soldaten waren auch genug hier (SLD – Lager: Schnellbootlehrdivision, etwa 1.000 Mann stark). Dazu hatte der Ortsgruppenleiter noch den Volkssturm zur Verfügung, ungefähr 100 Mann, denn er war der Führer des Volkssturmes. Damit sind wir bei der Partei angekommen. Diese hat sich hierorts nicht gerade rühmlich benommen. Der Ortsgruppenleiter Johannes Meyer, vor dem Steuerinspektor beim Finanzamt in Swinemünde, war kein Mann eigener Gedanken und Entschlüsse. Große Zeiten erfordern Männer, die vorausschauend feste Entschlossenheit und eigene selbstständige Gedanken zur rechten Zeit aufbringen und diese auch gegen den Willen der Führung zur Ausführung bringen oder, wenn dies durch die Maßnahmen der Vorgesetzten verhindert wird, die Folgerung daraus ziehen und ihnen das übernommene Amt vor die Füße werfen, weil die gegebenen Befehle nicht örtlichen Verhältnissen entsprechen und statt Vorteile nur Schaden bringen. Solch ein Mann war der Ortsgruppenleiter nicht. Er ging genau nach den Buchstaben der von der Kreisleitung in Swinemünde erlassenen Anordnungen und hat sich durch diese Unselbstständigkeit viele Feinde gemacht.

Auf Befehl der Kreisleitung sollten die Familien mit Kindern den Ort verlassen, um, wie angegeben wurde, den Misshandlungen durch die Russen zu entgehen. Die Ausführung dieser Anordnungen war für die betroffenen Einwohner sehr schwer. Sie sollten die Heimat und alles, was sie sich darin erworben hatten, im Stich lassen. Als neue Wohngegend waren die Gemeinden in Hannover, in der Umgebung von Lüneburg, vorgesehen. Das war keine gute Lösung der Flüchtlingsfrage, denn mit Recht sagten die Familien: „Einem Feinde entgehen wir und dem anderen laufen wir in die Arme.“ So hatte niemand recht Lust den Anordnungen Folge zu leisten und jeder drückte sich wo er konnte. Der Ortsgruppenleiter aber drängte auf die Flucht, da sie ja von der Kreisleitung befohlen war. In seinem Eifer ließ er sich zu den Worten hinreißen: „Jetzt wollt Ihr nicht fliehen, aber später, wenn die Russen hier sind und diejenigen, die bis zuletzt aushalten müssen, den Ort verlassen, dann wollt Ihr alle mit.

Aber dann werde ich mich mit der Pistole an der Fährre aufstellen und keinen von Euch eher hinüber lassen, ehe nicht der letzte von den bis zuletzt hier auszuhaltenden Männern über die Fährre ist.“ Das waren unüberlegte Worte und erzeugten nur Ärger und Verdruss, aber keine Beruhigung der Bevölkerung. Da es bestimmt anzunehmen war, dass bei der allgemeinen Flucht der Einwohner beim Einmarsch der Russen, der wahrscheinlich von Osten erfolgen würde, also über Lebbin und Pritter, die Dampfährre den Flüchtlingsstrom nicht bewältigen werde, hatte der Bürgermeister Joachim Holz die Fischer und Bootsbesitzer auf dem Holm verpflichtet, beim Eintreten vorgenannter Russenankunft sofort mit ihren Booten nach der Fährre zu fahren und mit allen Mitteln zu helfen, Menschen und Gepäck auf die andere Kanalseite zu schaffen. Die Dampfährre werde wahrscheinlich hauptsächlich Fuhrwerke und Vieh hinüber fahren müssen. Das Unlogische dieser Maßnahmen kam uns bei der allgemeinen Unruhe nicht zum Bewusstsein. Denn hier sollten wir den von Osten kommenden Russen entfliehen und liefen den von Westen vordringenden in die Arme.

Im Dorfe herrschte eine allgemeine Unruhe. Die Fliegerangriffe wurden immer häufiger und der Kanonendonner des Kampfes bei Dievenow und der von der Ostseite der Dievenow, der Insel Wollin gegenüber und des Haffs immer vernehmlicher. Unter aller Besorgnis tauchte ein neuer Fluchtplan auf. Der Schiffsbesitzer Rudolf Heuer hatte seinen Schlepper „Günter“ von Stettin noch rechtzeitig nach hier gebracht. Am Bollwerk bei Otto Böckler lagen zwei große Kähne, ein eiserner und ein hölzerner. Beide waren von der Militärbehörde gechartert. Der eiserne Kahn hatte Flugzeugteile geladen, der hölzerne Schlacken. Sie lagen schon längere Zeit hier. Die Flugzeugteile waren längst entladen. Der Schiffer wartete auf neue Ladung. Heuer machte folgenden Vorschlag: Ich stelle meinen Schlepper zur Verfügung. Die Gemeinde liefert Kohlen und die beiden Kahnschiffer geben ihre Kähne her. Die Schlacken werden an Land geschüttet, damit der Kahn leer wird. In jedem Kahn werden Kammern abgeschlagen, Öfen und Kochherde darin aufgestellt. In jedem Raum können mehrere Familien (Bekannte und Verwandte) logieren. Sie bringen Betten, Esswaren, Gepäck, Heizung u. s. w. an Bord. Wenn dann die Notlage eintritt, schleppe ich die Kähne durch das Haff zunächst nach der Usedomer Gegend. Dort warten wir den Lauf der Dinge vorläufig ab. Kommen die Russen auch auf die Insel Usedom, fahren wir durch die Peene nach Stralsund oder auch nach Rügen.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Allerdings wurde auch von einigen Vorsichtigen darauf hingewiesen, dass die Kähne bei den vielfachen Fliegerangriffen sehr leicht ein Massengrab werden könnten. Dem wurde entgegen gehalten, dass man ja nur nachts weiter fahre und bei Tage in der Nähe der Ufer Deckung möglich sei: übrigens komme man in einer Nacht gut bis in die Usedomer Nähe. Nun ging ein emsiges Arbeiten los. Die Gemeinde lieferte die zum Abschlagen der Unterkunftsräume nötigen Bretter, die russischen Kriegsgefangenen löschten aus dem Kahn die Schlacken. Freiwillige Kräfte aus dem Orte stellten die Unterkunftsräume her. In kurzer Zeit waren alle Arbeiten erledigt und das Belegen der Räume konnte beginnen. Die Einwohner, die diese Fluchtmöglichkeit benutzen

wollten, säumten damit auch nicht. Auch hierbei zeigte sich deutlich, dass einige Menschen den wahren Sinn dieser Maßnahmen noch gar nicht erfasst hatten. Ihnen kam es nur darauf an, von ihrem Hab und Gut so viel wie möglich mitzunehmen, wenn angängig, den ganzen Hausstand. Ob andere, die einsichtig waren und nur das Allernotwendigste bergen wollten, mit ihren wenigen Habseligkeiten noch Raum fanden, war diesen Rücksichtslosen ganz gleichgültig. Es war selbstverständlich, dass hier mit aller Schärfe durchgegriffen wurde. Dass einige von diesen Unverständigen nun auf die Mitnahme verzichteten, konnte den übrigen nur recht sein, denn für die Folge wären sie doch nur auf ihren Vorteil bedacht gewesen und auf richtige wahre Hilfe konnte von ihnen bei ihrer egoistischen Einstellung doch nicht gerechnet werden.

Es hatte nicht lange gedauert und die nötigen Betten, Nahrungsmittel (namentlich Kartoffeln), Brennmaterial und Kleidungsstücke und Wäsche waren an Bord gebracht. Für Kochgelegenheiten war auch gesorgt worden. Die Eile tat auch not. Die Berichte von den Fronten wurden für uns immer bedrohlicher. Die Russen standen an der Dievenow still, machten aber südlich des Haffes täglich neue Fortschritte. Wenn ihr Vormarsch so bei blieb, kommen sie bald um das Haff herum nach Vorpommern und schnitten uns den Weg ab. Als die Meldung kam, dass sie bis Ückermünde vorgedrungen waren, war es für uns die höchste Zeit abzufahren. Ich war auch darunter, die mit dem Kahn entfliehen wollten. Die anderen Beteiligten drängten bei den immer schlimmer werdenden Nachrichten auf schleunige Flucht. Sie fragten mich dauernd: „Wann machen wir los?“ Dass sie sich laufend an mich wandten, darf weiter nicht wunder nehmen, da ich als Kassenverwalter seit 1937 bei der Gemeinde tätig war und neben dem Bürgermeister fast sämtliche Arbeiten erledigte. Sie waren es gewohnt, in allen Sachen, außer der Lebensmittelkartenverteilung, bei mir sich Auskunft zu holen. So war es auch jetzt.

Da auch mir mit der schnellen Abfahrt gedient war, ging ich am 25.04.1945 zum Ortsgruppenleiter. Da erfuhr ich, dass auch er einen Raum auf dem großen Kahn belegt hatte. Meine Frau und ich hatten dies auf dem kleineren getan. Ich sagte zu ihm: „Herr Meyer, wenn wir mit dem Kahn noch fort wollen, ist es die höchste Zeit. Es kann nicht mehr lange dauern, dann ist der Russe um das Haff herum und wir kommen durch die Peene nicht mehr hindurch. Wenn wir noch warten, sitzen wir wie die Maus in der Falle.“ Was bekam ich zur Antwort: „Mein lieber Herr Barkow, die Kreisleitung hat bestimmt, dass der 29.04.1945 der allgemeine Termin für die Flucht aus Kaseburg ist und frühere Abfahrt kommt daher nicht in Frage. Im übrigen kann sich das Blatt noch wenden, denn wir müssen immer noch auf den Endsieg hoffen!“ Darauf hin sah ich den Herrn groß an und entgegnete nur: „Den Glauben haben doch nur Sie allein und die Verantwortung für die Folgen Ihres der Lage der Zeit nicht Rechnung tragenden Verhaltens tragen Sie ganz allein.“ und verließ darauf sein Zimmer. Den betreffenden Bürgern teilte ich den Misserfolg meiner Unterredung mit und erweckte die Mitteilung allgemeinen Unwillens. Wie vorauszusehen war, konnte am 29.04. von der Flucht nichts mehr werden.

Der Russe stand an der Westseite der Insel. Die Falle war zu und die noch hier gebliebenen Bewohner saßen wie die gefangene Maus darin. Verärgert und missgestimmt wurden die Sachen von den Kähnen wieder herunter geholt (28.04.1945).

Ich sagte vorher, dass die noch hier gebliebenen Bewohner wie die Maus in der Falle saßen. Damit ist gesagt, dass nicht alle Kaseburger in der Falle saßen. So war es auch. Eine erhebliche Anzahl von Müttern waren den Anordnungen der Partei gefolgt und hatten mit ihren Kindern den Ort verlassen. Die Abfahrt der Flüchtlingszüge aus Swinemünde wurde bekannt gegeben. Fuhrwerke von hier mussten dann die Familien mit ihrem Gepäck nach dem Bahnhof bringen, selbstverständlich unentgeltlich. Ihre Unterkunft fanden sie in Hannover, in der Gegend von Lüneburg. Das Marinewaffenarsenal und das Wasserstraßenamt in Swinemünde stellten für ihre Gefolgschaftsmitglieder Schiffe zur Flucht zur Verfügung. Diese Gelegenheit benutzten manche der von hier dort beschäftigten Bewohner. Eine erhebliche Anzahl von Kaseburgern ist auch mit Kriegsschiffen geflohen. Diese nahmen, wenn es sich ermöglichen ließ, Flüchtlinge mit. Auf diesem Wege sind auch der Ortsgruppenleiter, der Bürgermeister und der Obersturmbannführer Jürs geflohen. Die auf den Schiffen geflohenen sind meistens in Schleswig-Holstein (Flensburg u. s. w.) untergebracht worden. Einige fanden auch in Mecklenburg Unterkunft. Viele landeten auch in Dänemark und genossen dort längere Gastfreundschaft.

Bürgermeister Holtz hatte vorher Schweine und Kühe verkauft, um Geld in die Hände zu bekommen. Seine Frau und Kinder waren schon einige Zeit vorher geflüchtet. Er floh heimlich und ließ seine alten Schwiegereltern ahnungslos hier. Am Tage seiner Flucht war er noch bei ihnen und teilte ihnen mit, dass er nach Swinemünde fahre. Ängstlich fragten sie ihn, ob er auch fliehen wolle und sie hier alleine lasse. Er tröstete sie mit dem Hinweis, dass er ja wieder zurück komme. Aber er kam nicht wieder. Das war der Dank dafür, dass die alten Leute vor etwa 9 Jahren aus Thüringen hierher gekommen waren, um bei ihrer Tochter zu sein und ihrem Schwiegersohn, so viel noch in ihren Kräften stand, zu helfen.

In der Kaiserfahrt, in der Nähe der Strommeisterei lagen mehrere Artillerieschiffe. Es galt zu erkunden, ob diese ebenfalls Flüchtlinge mitnehmen würden. Wenn dies der Fall sein sollte, hatten auch wir, meine Frau, Schwiegertochter mit Kind und ich, die Absicht, diese Gelegenheit zu benutzen. Daher begab ich mich persönlich an Bord eines dieser Schiffe und erkundigte mich darüber. Der Kommandant war sehr entgegen kommend und gab bereitwillig jede Auskunft. Auf meine Frage, ob er Flüchtlinge an Bord nehmen dürfe, entgegnete er, dass dies nicht verboten sei und er gerne bereit wäre, uns in jeglicher Weise zu helfen, damit wir den Russen entkämen. Aber er bemerkte weiter: „Sie wollen doch gewiss in eine bestimmte Gegend, wahrscheinlich nach Mecklenburg oder Schleswig-Holstein. Aber die Gewähr, dass ich Sie dort hinbringen kann, kann ich Ihnen nicht geben. Ich bekomme durch Funkspruch zu erfahren, wohin ich mich mit meinem Schiff zum Einsatz zu begeben

habe. Es ist möglich, dass dies die Gegend ist, wohin sie wollen. Aber es kann auch der Fall eintreten, dass es während unserer Fahrt zu dem befohlenen Einsatzpunkt anderweitig brenzlicher geworden ist. Dann werde ich durch Funkspruch zurück gerufen und erhalte Befehl, da oder dort einzugreifen. Dieser neue Einsatzort kann in entgegen gesetzter Richtung liegen. Dann bin ich gezwungen, Sie in irgend einem Küstengebiet abzusetzen. Nun befinden Sie sich mit Ihren Habseligkeiten in einer – vielleicht ganz einsamen Gegend –, von wo ein Weiterkommen unter Umständen nicht oder nur schlecht möglich ist. Ich kann in diesem Falle nicht lange nach einem für Sie passenden Landungsort suchen, sondern muss alle gegebenen Mittel anwenden, um den empfangenen Befehl auszuführen.

Auch bitte ich noch folgendes zu bedenken: wie ich schon sagte, erhalte ich meine Befehle durch Funkspruch. Nach dem letzten Befehl soll ich hier liegen bleiben. Es kann aber jeden Augenblick ein neuer eintreffen. Sie müssten zu Hause alles bereit zu liegen haben und auch Fahrgelegenheit müsste immer vorhanden sein, damit vorkommendenfalls alles auf dem schnellsten Wege hierher gebracht werden kann (von unserem Hause bis zur Liegestelle der Schiffe sind es etwa 2 Km). Ihr Gepäck kann ich auf meinem Schiff nicht eher aufnehmen, ehe ich Sie befördern kann. Es könnte sonst vorkommen, dass ich damit nach dem Osten oder Westen fahre und komme hierher nicht wieder zurück. Wenn ich nun Befehl erhalte nach dem Westen zu steuern, wohin Sie ja doch wollen, bin ich aber nicht in der Lage Ihnen Nachricht zu geben, denn von meinen Leuten kann ich keinen zu Ihnen senden, da jeder auf seinem Platze sein muss. Sie müssten daher täglich mehrere Male sich zu dieser Liegestelle her bemühen und nachfragen und trotzdem kann es schief gehen. Es ist möglich, dass Sie hierher kommen und erhalten die Auskunft, dass alles noch beim alten bleibt. Kaum sind Sie fort, erhalte ich den Befehl, mich mit dem Schiff sofort und ohne Aufenthalt nach dort oder dort zu begeben. Natürlich muss ich diesem Befehle Folge leisten und wenn Sie nach einiger Zeit wieder kommen um nachzufragen, ist die Liegestelle leer und mit dem Schiff sind Ihre Sachen fort, wenn ich dieselben vorher übernommen hätte; denn wie der nächste Befehl lautet, wissen wir nicht und – es ist Krieg, ob ich ihn überhaupt noch empfangen. Gedankenvoll schwieg der Kommandant hier einige Augenblicke. Dann fuhr er fort: „Ich habe Ihnen somit alle Möglichkeiten ausführlich klargelegt. Wenn Sie gewillt sind, unter diesen Voraussetzungen die Flucht zu wagen, soll es mir recht sein. Ich wollte nur verhüten, dass Sie mir später Vorwürfe machen nach der Seite hin, dass Ihnen die etwa aufkommenden Schwierigkeiten nicht mitgeteilt worden seien.“ Aus den mir soeben geschilderten Gefahren war mir klar geworden, dass dieser Fluchtweg kaum möglich sei. Es wurde noch schwieriger durch die Tatsache, dass diese Schiffe als Spezialschiffe sich der größten Beachtung der Flieger erfreuten. Daher entgegnete ich nach einiger Überlegung: „Ich danke Ihnen, Herr Kommandant, für Ihre große Liebenswürdigkeit und auch für Ihre Bereitwilligkeit, uns in diesen schweren Stunden beizustehen. Ich sehe aber ein, dass es unter den erwähnten Umständen fast unmöglich ist, uns behilflich zu sein. Der Wille ist vorhanden, aber etwa eintretende Tatsachen lassen ihn nicht zur Ausführung kommen. Noch einmal, herzlichen Dank.“ Mit einem festen Händedruck und einem

beiderseitigen „Gott befohlen“ verabschiedeten wir uns. Ich muss offen gestehen, dass mir persönlich der Ausgang dieser Unterredung willkommen war. Als ich die Bestückung des Schiffes sah und mir vorstellte, wie es krachen und toben muss, wenn es zum Angriff kommt und dann noch das Donnern und Tosen der Bomben von angreifenden Kampffliegern hinzu kommt, fühlte ich deutlich, dass solch Aufruhr der Elemente für die beiden Frauen und das Kind nicht auszuhalten gewesen wäre. Sie wären unglücklich geworden.

Nachträglich erfuhr ich, dass der Ortsgruppenleiter Meyer diesen Fluchtweg auch benutzen wollte. In seiner Rage oder besser gesagt, in seiner Angst um sein Leben und Eigentum, brachte er seine Habseligkeiten mit seinem Fuhrwerk gleich mit. Da die Sache ihm zuletzt aber doch zu bedenklich wurde, ließ er sie wieder Heim bringen. Er ist kurze Zeit später mit einem Kriegsschiff aus Swinemünde geflüchtet und befindet sich in Schleswig-Holstein.

Den selben Weg hatte ich mir auch noch überlegt. Am 02.05.1945 hatte das Fuhrwerk schon die Sachen aufgeladen und die Fahrt nach Swinemünde sollte angehen, als infolge der Aufregungen meine Schwiegertochter zusammenbrach. Wir mussten die Abreise aufgeben. Da sagte ich: „Nun bleiben wir hier, mag kommen was will.“

Der Obersturmbannführer Jurs ist mit seiner Frau auf einem Kriegsschiff vom hiesigen Schnellboothafen aus in seine Heimat Schleswig-Holstein geflüchtet. Tags vorher sprach ich noch mit ihm über eine wahrscheinlich nötig werdende Flucht und fragte ihn, ob er nicht für mich und meine Frau auf einem Schiffe Fluchtgelegenheit wüsste. Es war mir bekannt, dass er sich mit seiner Frau diesen Weg frei gemacht hatte. Als SA-Mann wäre es ihm möglich gewesen, auch für uns beide auf dem Schiffe noch Platz zu schaffen und es wäre auch seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, für einen anderen Kameraden zu sorgen. Aber hier bewahrheitet sich wiederum das Sprichwort: „Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot.“ Auf meine Frage nach Fluchtgelegenheit mit einem Schiffe, erhielt ich zur Antwort: „Ja, lieber Franz, da weiß ich keinen anderen Rat als den, Du nimmst Muttern an die Hand und setzt Dich mit ihr aufs Swinemünder Bollwerk und hier wartet ihr, bis sich eine Fahrgelegenheit bietet.“ Da ich wusste, dass sein Schiff vom hiesigen Schnellboothafen abfahren würde, zeigte er durch seine Antwort deutlich, dass er nicht helfen wollte. Ich wandte mich daher auch kurz ab und ließ ihn stehen. Die Flucht glückte ihm. Die SA-Papiere und sämtliche SA-Akten standen aber unvernichtet in den Schränken zu jedermanns Einsicht. Zwar haben Unparteiische viele Schriftstücke vernichtet, aber den Russen und Kommunisten sind noch viele in die Hände gefallen. So darf man sich nicht wundern, wenn den Feinden die Namen der Parteimitglieder der SS und SA bekannt waren.

Die Fuhrwerksbesitzer hatten ihre Wagen mit einem wetterfesten Plan oder Pappdach versehen und wollten bei eintretender Gefahr damit nach Westen entweichen. Einige, die rechtzeitig fortfuhrten,

entkamen auch. Den meisten wurde aber die Flucht unmöglich, da die Russen viel früher in Mecklenburg waren, als sie hinkommen konnten. Damit war ihnen der Fluchtweg abgeschnitten und nur nach einem Ort auf der Insel Usedom zu fliehen, war zwecklos, da die Insel ja auch von den Russen besetzt wurde. Sie mussten sich in das Unvermeidliche fügen und taten dies mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Allgemein hörte man: „Es mag ja nicht so schlimm werden, alle können sie ja nicht tot schlagen.“ Der Ort hatte vor der Besetzung rund 1.400 Bewohner. Hierin sind das Militär und die Gefangenen nicht mit inbegriffen. Als unter der russischen Besatzung die Bevölkerungsziffer ermittelt wurde, waren es nur noch rund 800. Es waren etwa 42 % geflohen.

Alle, die die Absicht zu flüchten hatten, waren sich dessen bewusst, dass sie die meisten ihrer Kleidungs- und Wäschestücke und viele andere Sachen nicht mitnehmen konnten. Auch die, die nicht fliehen wollten, durften diese Gegenstände nicht in ihren bisherigen Räumen und Unterbringungsmöbeln lassen. Hier wäre alles eine sichere Beute des Feindes geworden. Von Flüchtlingen aus dem Osten, die hier Unterkunft gefunden hatten, waren fast unglaubliche Tatsachen berichtet worden: von dem Räubern und Plündern der feindlichen Soldaten. Daher begann in den letzten Wochen vor dem Einzug der Russen ein eifriges, heimliches Arbeiten, galt es doch, vor diesen alles Wertvolle zu verstecken. Das war nicht leicht. Das sicherste Versteck, der Erdboden, war in den wenigsten Fällen dazu geeignet. Das Grundwasser auf der Insel Kaseburg steht sehr hoch. Es mussten Stellen ausgemacht werden, wo tiefere Gruben aufgeworfen werden konnten. Wer solche Stellen hatte, fühlte seine Sachen sicher geborgen. Andere benutzten den Wald als Versteck. Auf dem Heu- oder Kornboden wurde von anderen fleißig gearbeitet. Noch andere machten flache Gruben und setzten die alten Heu- und Holzmieten darüber. Das war eine schwere und mühselige Arbeit, aber die glaubten dadurch ihr Eigentum zu retten. Ganz Schlaue nahmen in den Stallungen die Bohlen oder Bretter auf und verbargen darunter das Wertvollste. Einige machten dies auch in ihren Stuben. Ja sogar der Wall, der die Insel vor Überschwemmungen schützte, wurde als Versteck benutzt. Dass die alten Dünen im Orte manchem dazu geeignet erschienen, muss als selbstverständlich angesehen werden, obgleich bei einiger Überlegung sich jeder sagen musste, hier sucht der Feind sicher. Auf dem Felde lagen noch die langen Leitungen und Spülrohre, durch welche im Sommer die Felder mit Schlick überspült worden waren. Einzelne von diesen waren ebenfalls als Versteck benutzt worden. Im Holzstall unter dem Holz lagen wohl verpackt Kleidungs- und Wäschestücke und viele Wertsachen. Man kann wohl sagen, dass jede Gelegenheit, die sich irgendwo als Versteck bot, auch benutzt worden ist. Jeder hatte nach seiner Meinung den sichersten Ort gefunden und glaubte, sein Eigentum dem Zugriff der feindlichen Soldaten entzogen zu haben. Es wurde aber nicht nur Kleidung und Wäsche und Wertsachen versteckt, sondern auch Nahrungsmittel wurden vorsorglich in Sicherheit gebracht.

Indessen kamen die Russen von Westen her unserer Insel immer näher. Noch waren die Teilnehmer des Kurses der Schnellbootlehrdivision in ihrem Lager. Auch die russischen Kriegsgefangenen und die

Italiener befanden sich noch hier. Am 28.04.1945 rückten die russischen Kriegsgefangenen ab. Sie kamen aber nur bis Greifswald. Hier liefen sie ihren Landsleuten in die Arme und damit wurden die bisherigen Kriegsgefangenen frei und die deutschen Wachleute nahmen ihre Stelle ein. Mancher von diesen musste sein Verhalten den Gefangenen gegenüber schwer büßen. Einigen war es aber auch gelungen, in Verkleidung zu entweichen. Zu diesen gehörte auch der Lagerkommandant.

Nach dem Abzuge der russischen Kriegsgefangenen ging es eines Tages von Mund zu Mund: „Wenn die Marine abzieht, gehen die weißen Fahnen hoch.“ Am 04.05.1945 zog die Marine ab und an jedem Hause wurde die weiße Fahne als Zeichen der Ergebung gehisst. Es wurde auch Zeit dazu, denn die letzten Tage waren durch die Bombenangriffe der Kampfflieger fast unerträglich geworden. Den Feinden war bekannt, dass hier das Marinewaffenarsenal lag, die Lehrgänge der Schnellbootlehrdivision stattfanden und in der Kaiserfahrt vielerlei Schiffe lagen. In der Swine lagen außerdem noch der Schlachtkreuzer „Lützow“ und das Schlachtschiff „Schleswig“. Die Flieger kamen täglich und Nacht für Nacht und versuchten, diese Ziele mit ihren Bomben zu vernichten. Die Russen fühlten sich allein dazu nicht fähig. Sie riefen englische und amerikanische Kampfgeschwader zu Hilfe herbei. Wenn diese angriffen, war die Hölle los.

In der letzten Woche vor der Übergabe waren wir mehr im Bunker als in den Häusern. Fast jedes Haus hatte seinen eigenen Bunker. Diese waren nun nicht etwa bombensicher, sondern gaben nur Schutz gegen Bombensplitter. Es ist fast als ein Wunder zu betrachten, dass bei den vielen und schweren Fliegerangriffen im Orte nur wenig Schaden angerichtet worden ist. Nur 4 Gebäude sind zerstört worden. Bauer Karl Berndt, Kaufmann Wilh. Tiegs (Wohnhaus), Witwe Erdmann und Witwe Hermann Berndt sind die Heimgesuchten. Karl Berndt war mit seiner Familie im Bunker, als ein Volltreffer sein Haus zerstörte und die Scheune abdeckte. Wilh. Tiegs hatte den gleichen Bunker als Schutz benutzt. Er war der Nachbar des Berndt und Besitzer eines großen Wohnhauses und eines daneben liegenden Kaufmannsladens. Das Wohnhaus ist gänzlich vernichtet. Das Ladengebäude ist stehen geblieben; es war mit einer Giebelwand eingestürzt. Es dient nach seiner notdürftigen Herstellung dem Besitzer als Wohnung. Das Wohnhaus der Witwe Erdmann ist gleichfalls nicht mehr bewohnbar. Das selbe gilt auch von dem Hause der Witwe Hermine Berndt. Beide benutzten heute Baracken als Wohnraum. Die Molkerei wurde schwer beschädigt, konnte aber weiter arbeiten. Eine große Anzahl von Fensterscheiben sind im Orte entzwei gesprungen und sonst noch leichtere Schäden an Gebäuden durch den Luftdruck entstanden. Die feindlichen Flieger hatten auch das Glück, den Kreuzer „Lützow“ zu treffen. Er ist schwer beschädigt. Dieser machte den Russen schwer zu schaffen. Er schoss mit seinen schweren Geschützen ihre Stellungen bei Wollin und richtete darin schweren Schaden an. Seine Fliegerabwehrkanonen fügten seinen Fliegern viel Unheil zu. Darum holten die Russen die englischen und amerikanischen Flieger zur Hilfe herbei. Seit der Übergabe sind die Russen bei der Arbeit, den Kreuzer „Lützow“ schwimmfähig zu machen. Aber bis heute (10.04.1946) ist

ihnen das nicht gelungen. Der Kreuzer soll mit nach Rußland. Bei den Angriffen sind 3 feindliche Flieger abgeschossen worden. Ein Flugzeug wurde auf dem Woitziger Kramp und die anderen beiden im Wald zwischen Kaseburg und Woitzig (Ausbau v. Kaseburg) erledigt. Die Flieger waren tot und sind im Herbst 1945 von den Polen im Walde feierlich beigesetzt worden. Wer diese Flugzeuge vernichtet hat, ob es die Flakabteilung auf den Großen Wiesen oder die „Lützow“ oder „Schleswig“ oder Artillerieschiffe in der Kaiserfahrt waren, ist nicht festgestellt worden.

Als am 04.05.1945 die Marine die Insel Kaseburg verließ, erfolgte wiederum ein Fliegerangriff auf die genannten Anlagen. Die nach Swinemünde marschierenden Marineangehörigen wurden ebenfalls auf dem Marsche angegriffen und es sollen mehrere getötet worden sein. Mit ihnen zogen noch etliche Kaseburger.

In Kaseburg selber offenbarte sich nach dem Abzuge der Marine der Charakter verschiedener Bewohner. Kaum hatten die Wehrmachtsangehörigen die Baracken verlassen, als viele Männer und Frauen in das Lager eilten, um zu holen, was zu gebrauchen war. Jetzt hatten sie keine Angst um ihr Leben, jetzt eilten sie nicht in den Bunker, sondern strebten eilig dem verlassenen Lager zu, trotz des Krachens der abgeworfenen Bomben. Es könnte ja sein, dass ein anderer etwas mehr erhielt und das gönnte er ihm nicht. In kurzer Zeit wimmelte es im Lager von eifrig arbeitenden Menschen. Einer schleppte Eimer voll Marmelade fort. Ein anderer trug schwer eine Kiste mit Lebensmitteln nach Hause. Andere rollten volle Fässer die Straße entlang. Jeder nahm das, was er für am besten hielt und trachtete danach, es schnell nach Hause zu schaffen, um baldigst wieder im Lager zu sein, damit andere nicht alles erhielten. Ja, die Bauern hatten nun sogar keine Angst mehr um ihre Pferde. Wenn sie vorher irgend eine Fuhre machen sollten, hieß es: „Es kann ein Fliegerangriff kommen und dem kann ich meine Pferde nicht aussetzen.“ Jetzt, wo es sich um ihren eigenen großen Vorteil handelte, fielen diese Bedenken fort. In kurzer Zeit waren daher im Lager viele Fuhrwerke. Die kein Fuhrwerk hatten, kamen mit Handwagen und Karren. Es wurde aufgeladen: Mehl in Säcken, Zucker, Salz, Butter, Schmalz, Graupen, Grütze, Fleisch, Wurst, Käse, Sirup und allerlei Gemüse in Büchsen. Manche konnten nicht genug erhalten und fuhren mehrere Male. Wie verlautet, ist die ganze Nacht (vom 04. auf den 05.05.) geplündert worden. So ist es auch erklärlich, dass die Ängstlichen, die erst am nächsten Tage sich einstellten, von den wertvolleren Nahrungsmitteln, wie Mehl, Fleisch, Zucker u.s.w. nichts mehr vorfanden. Ihnen blieb nur übrig, sich im Keller Büchsen mit Gemüse auszusuchen. Aber hier sah es grauenvoll aus. Alle Kisten, in denen die Blechbüchsen enthalten gewesen waren, lagen gewaltsam aufgebrochen umher. Die Blechbüchsen selber, mit einem Messer oder anderem spitzen Gegenstand angepickt, lagen wild durcheinander geworfen am Boden. Dies war die ruchlose Tat der hier noch weilenden italienischen Soldaten. Sie waren mit Gewalt in den Aufbewahrungskeller eingedrungen und suchten die Büchsen mit Fleisch, Butter oder sonstigen knappen Lebensmitteln zu erhalten. Da sie den Inhalt der Büchsen äußerlich nicht feststellen konnten, stachen sie jede mit der

Bajonettspitze an. War der Inhalt nicht der gewünschte, warfen sie die Büchsen einfach wieder fort. Auf diese Weise sind ungeheure Portionen an Lebensmitteln verdorben, die später der hiesigen Bevölkerung zur Sättigung willkommen gewesen wären.

Wer sich die Mühe machte und zwischen den angestochenen Büchsen suchte, fand doch noch manche in der Eile übersehene heile mit brauchbarem Inhalt heraus. Es war bekannt geworden, dass die Büchsen mit den eingestampften Nr. 5 und 6 Erbsen enthielten. Nach unbeschädigten Büchsen mit diesen Nummern wurde eifrig gesucht. Hin und wieder fanden sich auch noch andere mit dem eingestampften Namen „Fleisch“. Beim Finder solcher Rarität herrschte eitel Freude und die nicht mit solchem Glück bedachten Nachbarn sahen neidisch auf den seltenen Fund. Nach einiger Zeit waren nur noch beschädigte Büchsen im Keller. In einem anderen Keller lagerten mehrere hundert Zentner Kartoffeln und davon holten sich die Bewohner zum Essen und pflanzen. In gleicher Weise, wie die Vorratsräume für Lebensmittel geplündert wurden, geschah es auch in den Baracken, die Bekleidungsstücke, Schuhzeug, Stiefel, Decken, Beleuchtungsgegenstände, Wasch- und Reinigungsmittel und Schreibmaterial enthielten. Jeder nahm, was er gerade benötigte. Alles andere wurde arglos beiseite geworfen. Fiel es auf den Fußboden, blieb es liegen und wurde zertrampelt. Auch hier gingen große Werte verloren. Als in den vorgenannten Dingen nichts mehr zu machen war, ging es an das Ausräumen der Baracken. Tische, Spinde, Schemel, Bänke, eiserne Öfen und alle anderen Einrichtungsgegenstände fanden ihren Herrn. Es dauerte gar nicht lange, da waren die Baracken leer. Aber noch gaben sich manche nicht zufrieden. Da war jemand, dem fehlte ein Holzstall. Im Walde standen ja genug. Also wurde eine Baracke geholt. Einem anderen fehlte ein Wagenschuppen, jenem eine Scheune und diesem ein Arbeitsraum. Das SLD-Lager lieferte alles. Die Ängstlichen holten sich von der feindlichen Verwaltung die Erlaubnis, das meiste wurde heimlich geholt. Eine große Freude hatte die männliche Jugend. Jetzt hatten sie zum Werfen herrliche, klingende Ziele, die Fensterscheiben in den Baracken. Bald war keine heile mehr vorhanden. Als später die Erwachsenen auf den Gedanken kamen, durch diese Scheiben ihre beim Bombenangriff zertrümmerten Scheiben zu ersetzen, kamen sie vielfach zu spät. Im Lager sah es schrecklich aus. Auf der Hauptstraße und den Nebenstraßen lagen allerlei Sachen wild durcheinander geworfen herum. Da sah man aufgebrochene Kisten (manche leer, andere noch mit beschädigtem Inhalt), herausgerissene Türen und Fensterflügel, Glassplitter, elektrische Beleuchtungskörper, Bajonette, leere und auch noch halbvolle Medizinfläschchen und Pillenschachteln, zerrissene Decken und Bekleidungsstücke, Schuhe, Papier und noch viele andere Sachen. Ärger hätte es auch nicht aussehen können, wenn hier Kampfgebiet gewesen wäre. Die Russen haben später aufräumen lassen. Wer heute durch das Lager geht, ist erstaunt über die Zerstörung und Leere, die darin herrscht.

In ähnlicher Weise sind die Baracken des Arbeitsdienstes ebenfalls geplündert worden. Auch im Marinewaffenarsenal ging es ebenso zu. Sogar das Russenlager ist innen ausgeräumt worden. Diese Inneneinrichtungen fanden allerdings hauptsächlich als Heizungsmaterial Verwendung.

Eine andere Quelle zur billigen Anschaffung von Nahrungsmitteln und Wohnungseinrichtungen war der Kreuzer „Lützow“. Nach dem Abzuge der Besatzung setzte die Ausräumung des Kreuzers ein. Alles, was irgendwie zu gebrauchen war, wurde genommen. Einige Zeit später konnte man Frauen und Mädchen mit blaukarierten Kleidern und Schürzen auf der Straße sehen. Stoff dazu hatten die Bettbezüge von der „Lützow“ geliefert. In den Stuben gewahrte man Polsterstühle. Auch diese waren von dort. Dass die Provianträume geleert wurden, war selbstverständlich. Ja, sogar die Kühlschränke fanden ihren Herrn.

In den Baracken beim Schnellboothafen lagen Kalk und Zement in großen Mengen. Das war Material, welches bis dahin kaum zu haben gewesen war. Hierzu fanden sich viele Liebhaber. Zuletzt hat die Gaubehörde in Swinemünde das Entwenden dieses Materials verboten, da sie es notwendig zum Aufbau benötigte.

Wie schon erwähnt, waren im SLD-Lager und auf der „Lützow“ große Vorräte an Lebensmitteln, namentlich in konserviertem Zustande vorhanden. Wenn im Dorfe die Behörde geblieben wäre, sich um diese Dinge gekümmert und zu rechter Zeit die Hand darauf gelegt hätte, wie es in anderen Orten geschehen sein soll, brauchte jetzt im Winter ein Teil der Bevölkerung nicht zu hungern. Jede bedürftige Familie könnte sich wöchentlich ihre Ration holen. Voraussetzung hierzu ist allerdings, dass die Polen die aufbewahrten Lebensmittel nicht für ihren Unterhalt beschlagnahmt hätten.

Als die Marine abmarschierte, ging, wie vorher schon erwähnt, an jedem Hause die weiße Fahne hoch zum Zeichen, dass der Ort sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben wolle. Im Ausbau Woitzig und Lohberg war dies schon einige Tage vorher geschehen, weil die Bewohner sich nicht mehr den Fliegerangriffen aussetzen wollten. Alles wartete nun auf die Ankunft der Russen. Dies ließ auch nicht lange auf sich warten.

B. Das Dorf unter russischer Besetzung

Nach der Übergabe des Dorfes fand kein Fliegerangriff mehr statt. Es war sehr ruhig und jeder wartete neugierig und doch auch ängstlich darauf, was nun kommen würde. Sollte sich hier wiederholen was die Flüchtlinge aus ihrer Heimat berichtet hatten? Diese Frage bewegte alle Zurückgebliebenen. Der Sonabend (05.05.) verging ruhig. Auch am folgenden Sonntag schien sich nichts Besonderes ereignen zu wollen. Da meine Schwiegermutter in den nächsten Tagen Geburtstag hatte, sagte meine Frau gegen Kaffeezeit: „Wir wollen ins Dorf gehen und zusehen, ob wir nicht einige Blumen erhalten können und diese nach dem Friedhof bringen.“ Ich war damit einverstanden und so gingen wir los. Als wir am Walde entlang in die Gegend des Friedhofes kamen, eilten uns schon Leute entgegen und sagten: „Gehen Sie schnell nach Hause, bei Lüdcke sind schon die Russen. Sie nehmen Uhren, Ringe und andere Wert-

sachen.“ Eiligst machten wir kehrt, um am Walde entlang wieder nach Hause zu kommen. Dieser Weg erschien uns sicherer als die Straße. Wir kamen auch, ohne einen Russen zu treffen, bis zum Russenlager. Da kamen uns zwei Russen entgegen. Ein Ausweichen war nicht möglich, da sie uns schon lange gesehen hatten. Uns hatte sich noch der Heizer Otte Arndt angeschlossen. Ängstlich fragten wir uns: „Was mag nun geschehen?“ Mittlerweile waren wir mit den Russen zusammen getroffen. Der eine hielt uns die Pistole entgegen, zeigte damit auf eine Stelle auf den Erdboden und sagte: „Uhr, Ring!“ Diese Sachen sollten wir auf die bezeichnete Stelle legen. Uns blieb weiter nichts übrig, als dieser Aufforderung Folge zu leisten. Der Russe nahm die Sachen an sich und ging weiter. Persönlich tat er uns nichts. So wurde ich meine goldene Uhr, mit Kette, los und machte meine erste Bekanntschaft mit den Russen. Es war allerdings kein angenehmes Bekanntwerden, sondern hatte einen starken bitteren Beigeschmack. Der Wert der Uhr mit Kette sollte uns in der Zeit, wenn unser Geld von den Feinden für ungültig erklärt werden würde, was wir als ganz sicher annahmen, über die erste schwere Zeit hinweg helfen. Damit war es nun vorbei. Aber zu ändern war an der sehr unangenehmen Sache auch nichts mehr. So wie uns erging es am Sonntag noch vielen Kaseburgern. Auf ein so schnelles Eintreffen einzelner Russen hatte keiner gerechnet. Jeder erwartete den Einmarsch einer größeren Abteilung. Jedenfalls hatten diese wenigen Russen den Rahm abgeschöpft.

Seit der Übergabe des Dorfes hatte die deutsche Verwaltung der Gemeinde aufgehört. Als Kassenverwalter hatte ich die Gemeindegelder an mich genommen, rund 5.125,00 RM. Auch die Sparkassenbücher der Gemeinde waren von mir an einem sicheren Ort niedergelegt worden. Am 06.05.1945 abends, als es schon ziemlich dunkel war, erschienen in meiner Wohnung zwei Männer. Einer stellte sich vor als Ortskommandant der russischen Armee, der andere nannte sich dessen Administrator. Sie fragten mich, ob ich in der Gemeinde tätig gewesen wäre und ob ich die Gemeindegelder hätte. Ich bejahte die Fragen. Dann bestellten sie mich zum nächsten Tage zu 8 Uhr, in das alte Gemeindebüro. Alles Grübeln und Nachdenken über den Zweck dieses Befehls brachte mir kein klares Bild darüber. Nach längerer Überlegung kam ich zu folgendem Entschluss: „Du übergibst ihnen, wenn es durchaus nötig ist, das Bargeld, die Sparkassenbücher müssen der Gemeinde verbleiben.“

Am nächsten Morgen fand ich mich zur festgesetzten Stunde im Gemeindebüro ein. Hier war nun schon, wie ich zu meiner Überraschung feststellte, ein russischer Kommissar eingetroffen. Auch konnte ich mir nun die beiden Männer näher ansehen, die am Abend vorher mich in der Wohnung aufgesucht hatten. Und siehe, es waren alte Bekannte. Der Ortskommandant der russischen Armeen war der bis dahin bei dem Stellmachermeister Wille beschäftigte französische Kriegsgefangene. Er war von Geburt Pole, hatte in Frankreich gearbeitet, war dort in die polnische Legion eingereiht und in Frankreich gefangen genommen worden. Im Dorfe war er unter dem Namen „Kasimir“ bekannt. Er hieß Kasimir Sein Sekretär, Administrator, war ein aus Oberschlesien gebürtiger Pole, namens

Nawrath. Dieser war schon längere Zeit im Dorfe. Er war Arbeiter auf den Oderwerken in Stettin gewesen und hatte zuletzt bei der Anlegung des hiesigen Schnellboothafens als Arbeiter geholfen. Ich hatte ihn schon oft, lange vor der Besetzung des Dorfes, auf der Straße getroffen, wenn ich abends vom Dienst nach Hause ging.

Im Namen des russischen Kommissars fragte man mich noch einmal, ob ich das Gemeindegeld besitze. Ich bejahte dies und holte das Geld hervor und wollte es abliefern. Der Kommissar winkte aber ab. Nun unterhielten sie sich in ihrer Sprache einige Zeit. Dann erklärte mir der Dolmetscher, dass der Kommissar auf die Abgabe des Geldes verzichte und es mir als mein Eigentum überlasse. Dann sagte er mir noch, dass ich entlassen sei und nach Hause gehen könne.

Am Dienstag, den 05.05., erschien ein Bote bei mir und überbrachte mir ein Schreiben. Darin stand:

Herr Barkow!

Wir haben beschlossen, das Gemeindegeld, das in Ihrem Besitz ist, an die Bedienungsmannschaft der Fähre auszahlen zu lassen, da die Leute seit längerer Zeit nicht entlohnt wurden und auch weiterhin der Fährverkehr aufrecht erhalten werden soll.

Bitte händigen Sie das Geld dem Überbringer dieses Schreibens aus.

Kaseburg, den 8. Mai 1945

Der Ortskommandant der Russischen Armee

gez.: Unterschrift.

Der Bote erhielt das Geld. Ob es zu dem oben genannten Zweck verwendet worden ist, habe ich nicht ermitteln können. Auf Befragen erklärten einige Fährleute, dass sie einmal 200,-- RM erhalten hätten, andere sagten aus, dass sie nichts empfangen hätten. Wie dem auch sei, mir war es sehr lieb, dass man mir die Summe abgenommen hatte. Konnten nun doch seitens der Dorfbewohner keine bösen Nachreden entstehen.

Vom russischen Kommissar war Kasimir, (so wurde er allgemein genannt und jedes Kind kannte ihn nur unter diesem Namen) zu Bürgermeister ernannt und Nawrath war sein Sekretär. Als Schreibhilfe waren im Gemeindebüro noch tätig die Damen Brigitte Denkert, Frieda Gehrig und Gerda Gringmann. Von diesen war erstere die befähigste und gewissenhafteste. Sie war schon über ein Jahr unter meiner Leitung im Gemeindebüro beschäftigt gewesen und nahm sich alle Arbeiten gründlich und mit Überlegung vor. Aber sie drängte sich mit ihren Kenntnissen nicht vor, sondern arbeitete still und ruhig auf ihrem Platze. Sie war zum Schmeicheln nicht veranlagt und immer darauf bedacht, ihre Ehre rein zu halten. Ganz anders veranlagt war das zweitgenannte Fräulein. Was ihr an Begabung und Kenntnissen fehlte, wurde ersetzt durch Schmeichelei, Unterwürfigkeit und intimen Verkehr mit dem

Vorgesetzten. Die Folge davon war, dass sie im Büro die tonangebende Persönlichkeit war. Die beiden anderen Damen gaben nach einiger Zeit ihre Stellungen auf und sie herrschte nun allein.

Durch die Russen wurde auch eine Polizei errichtet. Zu Polizisten machte man aber keine Kaseburger Männer. Zu diesen Posten drängten sich fremde Personen. Sie hatten so lange bei der Marine gedient. Einige gehörten bis zur Übergabe des Ortes dem hiesigen Vernebelungskommando an. Sie hatten sich zeitig genug Zivilkleider besorgt und liefen als Zivilisten herum. Von dieser Sorte waren im Orte eine ganze Menge Männer. Einige entdeckten nun plötzlich ihr kommunistisches Herz und boten sich zum Polizeidienst an. Da man ihre frühere Zugehörigkeit zu irgend einer Partei nicht nachprüfen konnte, musste geglaubt werden, was sie sagten. Es ist sicher anzunehmen, dass etliche von diesen hiergebliebenen Marineangehörigen vor dem Kriege in der NSDAP aktiv tätig gewesen sind und Führerstellen inne gehabt hatten. Einer war beim Militär Fahnenjunker gewesen. Da es nun gefährlich war als Parteimitglied zu gelten, wurde dies verheimlicht und gab er sich als früheres Mitglied der KPD aus.

Im Dorfe waren als Polizist tätig ein Funk, ein Westholm und ein Ehmke. Funk und Ehmke waren nach kurzer Zeit die bestgehassten Männer hier. Funk stand in enger Beziehung zu dem kommunistischen Landrat Stange in Swinemünde. Für diesen hatte er im Dorfe von den Bewohnern Lebensmittel (Eier, Butter) und auch Wohnungseinrichtungsgegenstände zusammen geholt. An das Bezahlen hat er aber nicht gedacht. Mit dem Sohne des Landrates hatte er enge Freundschaft geschlossen. Beide waren so frech und dreist, dass sie bei Leuten nach brauchbaren Sachen Haussuchungen abhielten und mitnahmen, was ihnen tauglich erschien. Bei den Russen nannte man diese Tatsache Plündern. Funk hat auch der GPU eine erhebliche Anzahl von Kaseburger Männern überantwortet. Stange ist 1951 von der Deutschen Demokratischen Republik verhaftet und zum Tode verurteilt worden, da ihm mehrere Morde an Deutschen nachgewiesen wurden.

Ehmke stammte aus Stettin. Er war in den Jahren vorher oft in Kaseburg bei seinen Verwandten auf Besuch. Die hiesigen jungen Leute, die ihn näher kannten, behaupteten, dass er in der Hitlerjugend eine führende Stellung inne gehabt hatte. Jetzt gab er sich als eifriger Kommunist aus und war dadurch Polizist geworden. Er trat den Leuten barsch und frech gegenüber auf und machte sich sehr unbeliebt. Funk und Ehmke machten sich still und heimlich aus dem Staube, als die Russenherrschaft aufhörte. Funk ging nach seiner Heimat Kiel zurück und Ehmke zog mit den Russen nach Ückermünde. Hier soll er später von diesen verhaftet worden sein. Vielleicht ist man seiner früheren Zugehörigkeit zur Hitlerjugend auf die Spur gekommen.

Die neuen Männer Kasimir und Nawrath kannten das Dorf nicht. Daher mussten ihnen aus dem Orte Männer zur Seite gegeben werden, die mit ihnen zusammen den selben regierten. Der Administrator Nawrath ließ mich daher eines Tages ins Gemeindebüro kommen und sagte zu mir: „Im Auftrage der

russischen Verwaltung soll im Dorfe eine Gemeindevertretung auf demokratischer Grundlage eingerichtet werden. Wir kennen die Einwohner nicht. Suchen Sie sich noch drei Mann dazu, dass sie vier Vertreter sind und melden Sie mir die auserwählten Personen morgen. Dann werde ich die demokratische Vertretung der Gemeinde bekannt geben.“ Ich schlug vor: Paul Wessel, Friedrich Hennig und Ewald Wengoborski. Durch Anschlag an die Tafel wurde die neue demokratische Gemeindeverwaltung den Einwohnern mitgeteilt.

Wie ich voraus gesehen habe, so kam es auch. Die so entstandene demokratische Ortsverwaltung ist nie in Tätigkeit getreten. Der Bürgermeister russischer Gnaden und sein Administrator regierten selbstständig und haben niemals mit uns zusammen etwas beraten. Nur bei ganz allgemeinen Angelegenheiten wie Viehzählung, Feststellung der Einwohnerzahl, Durchsicht der Bücher der Volksbibliothek usw. brauchte man uns. Später hörte auch dies auf und diese mit Worten so viel gepriesene demokratische Einrichtung ist sanft und selig eingeschlafen.

Eine der ersten Anordnungen der russischen Verwaltung betraf die Abgabe aller Waffen. Schuss-, Hieb- und Stichwaffen waren bis zu einem bestimmten Tage im Gemeindebüro abzugeben. Nichtbefolgung dieses Befehls zog schwere Strafe nach sich. Trotzdem war die Waffenablieferung sehr gering. Militärwaffen waren fast gar nicht darunter. Dagegen wurden alte Jagdgewehre und Teschingen in mehreren Exemplaren abgegeben. Den Hauptanteil machten die Schützendegen und – hirschfänger aus. Davon war kein Mangel. Die Schützendegen wurden später manchem Kaseburger zum Verhängnis. Die Russen benutzten sie zur Suche nach vergrabenen Sachen. Hätten das die früheren Besitzer geahnt, wären die Degen auch dahin gekommen, wo die meisten Waffen Ruhe gefunden hatten, ins Wasser. Wenn es möglich wäre, die Swine und die Kaiserfahrt trocken zu legen, würde man erstaunen, welche Menge an Waffen (auch viele andere Gegenstände, wie Schreibmaschinen, fotografische Apparate, Radio, Räder usw.) dort im Schlamm und Sand liegen und verkommen. Man gönnte sie den Russen nicht, versteckte sie lieber. Doch holten diese aus der Swine viele Waffen heraus. Sie forschten dann nach dem früheren Besitzer, erfuhren es aber nicht. Bei dem Jagdpächter Göde suchten sie die Waffen. Da sie im Hause keine fanden, suchten sie in der Swine vor seinem Haus und holten 6 Gewehre heraus.

Eine andere, für die Russen wichtige, Sache war die Feststellung der Stückzahl des vorhandenen Rindviehs und der Pferde. Auf Schweine, Schafe, Ziegen und Geflügel legten sie nicht so großen Wert. Mit der Zählung wurde ich beauftragt. Da aber inzwischen schon mehrere Russen im Dorfe waren und Personen auf der Straße anhielten und ihnen alles Wertvolle abnahmen, bat ich um einen Ausweis hierüber, dass ich von der Verwaltung beauftragt sei, in ihrem Interesse das Vieh zu zählen und jeder mich ungehindert lasse. Der Administrator erklärte mir, dass der Bürgermeister zur Ausstellung eines solchen Ausweises nicht befugt sei. Um einen solchen Ausweis zu erlangen, müsse

ich mich an die Russin wenden, die in der Wirtschaft des geflohenen Bürgermeisters Holtz eingesetzt sei. Bei dieser Erklärung mag ich ein ziemlich erstauntes Gesicht gemacht haben, denn er setzte hinzu: „Gehen Sie ruhig hin. Die Frau ist nicht so schlimm, wie sie gemacht wird, mit ihr lässt es sich gut verhandeln.“ Hier muss ich erklärend anführen, dass diese Frau im Dorf allgemein das „Flintenweib“ genannt wurde, denn ohne Gewehr sah man sie fast nicht. Sie war erst einige Tage hier, war aber schon allenthalben im Dorf bekannt. Ich machte mich daher auf den Weg, selbst neugierig, was ich erleben würde. Aber Böses konnte mir eigentlich nicht geschehen, da ich ja im Auftrage ihrer Regierung tätig war. Als ich in die Stube trat, war sie bei einer recht weiblichen Arbeit, nämlich beim Flicken ihres Kleides. Da ging es mir schon durch den Sinn, dass die Frau nicht böse sein könnte, denn dann hätten die deutschen Mädchen, die dort arbeiten mussten, dies tun müssen. Und so war es auch. Ich brachte mein Anliegen vor. Der Dolmetscher übersetzte meine Worte. Sie hörte ruhig zu, nickte einige Male mit dem Kopfe und sprach dann längere Zeit mit dem Dolmetscher. Dieser sagte mir dann, dass ich einen Ausweis nicht benötige, denn ein russischer Soldat komme zu meinem Schutze mit. Auch brauche ich nicht zu Fuß zu gehen. Es werde sofort ein Fuhrwerk bestellt. So geschah es auch. Der Soldat und ich sind dann von Wirtschaft zu Wirtschaft gefahren, und ich habe so ohne Belästigung die Viehzählung durchführen können.

Als ich die Zählliste im Gemeindebüro ablieferte, fragte ich den Sekretär, welchen Zweck die Zählung habe. Er sagte mir: „Die Russen wollen Rindvieh haben. Nach der mir zugegangenen Anweisung sollen 50 Stück in der Gemeinde aufgebracht werden. Ich habe es mir nun so zurecht gelegt, dass diese von den Kuhhaltern genommen werden, die gegen 20 Stück und mehr besitzen; denn diese empfinden Verlust nicht so hart wie diejenigen, die nur wenig Rindvieh ihr eigen nennen.“ Dieser Auffassung konnte man nur beipflichten.

Nach kurzer Zeit begannen dann auch die Russen mit der Zusammentreibung der Kühe. Aber nun war von 50 Stück nicht mehr die Rede. Den größeren Besitzern ließ man nur 2 höchstens 3 Kühe. Alle anderen behielten nur 1 Kuh. Lebhaft kann man sich die verbitterte Stimmung der Landwirte vorstellen. Die sonst mit 20 – 27 Kühen gewirtschaftet hatten und jetzt nur noch 2 oder 3 besaßen. Ich weiß die Zahlen heute nicht mehr. Bei der letzten amtlichen Viehzählung (03.12.1945) waren im Dorfe 677 Stück Rindvieh einschließlich Jungvieh und Kälber. Vom Dezember 1945 bis Mai 1946 sind es nicht weniger geworden, denn bis zur Besetzung durch die Russen herrschte Schlachtverbot. Wenn auch nun in den ersten Wochen unter der Russenherrschaft Kälber geschlachtet worden sind, so sind auf der anderen Seite aus den Beständen des Jungviehs doch fast ebenso viele in die Spalte der Milchkühe gerückt. Ich glaube fast, dass die Stückzahl dieselbe geblieben war. In einer anderen Zählung, nach der Ablieferung der Kühe an die Russen, wurden 252 Stück Rindvieh festgestellt. Demnach sind also rund 400 Stück den hiesigen Wirten entzogen worden und zwar waren dies weitaus Milchkühe.

Das Rindvieh wurde verteilt auf die beiden Wirtschaften Joachim Holtz und Heinrich Bartelt. Holtz, der früher Bürgermeister und Ortsbauernführer war, wie vorher schon berichtet, geflüchtet. Bartelt, der vor Holtz dieselben Ämter bekleidet hatte, die ihm aber wegen eines Vergehens gegen die amtlichen Vorschriften betreffend Polenbehandlung abgenommen worden waren, war hier geblieben. Beide Wirtschaften wurden zu Militärfarmen erklärt und von Russen verwaltet. In der Holtz'schen Wirtschaft regierte das sogenannte „Flintenweib“ mit ihrem russischen Stabe und bei Bartelt herrschte ein russischer Offizier mit seiner Mannschaft. Bartelt selber musste mit seiner Familie das Gehöft verlassen und wohnte bei seinem Schwager, dem Bauern Wilh. Berndt.

Da die Wiesen zwischen dem Riek und der Swine alle grün waren und dem Vieh genügend Futter boten, wurde es darauf getrieben und musste nun Tag und Nacht dort verbleiben. Damit aber nichts gestohlen werden konnte, waren Kaseburger Männer zu Viehhütern bestimmt. Sie erhielten für ihre Arbeit von den Russen Essen und Trinken. Zum Melken waren Frauen und Mädchen beordert worden. Diese mussten abends und morgens zu ihrer Arbeit antreten. Eimer hatten sie mitzubringen. Als Lohn für ihre Arbeit durften sie einige Liter Milch mit nach Hause nehmen. In den beiden Farmen wurde dann anfangs die Milch weiter verarbeitet. Die Russen brachten jedoch bald die Molkerei in Gang. Milch, Butter und Quark wurden verteilt auf die hiesigen Besatzungstruppen und die Bevölkerung; auch nach Swinemünde wurde ein Teil geliefert.

Von dieser oben geschilderten Milchwirtschaft hatten die Russen aber nicht den Ertrag, der eigentlich, nach der Stückzahl des Viehs gerechnet, sich ergeben müsste. Wenn sie sich die Mühe gemacht und die ganzen Arbeiten und Schwierigkeiten genau überprüft hätten, d. h. wenn sie dazu fähig gewesen wären, müssten sie das erkannt haben. Es müsste ihnen klar geworden sein, dass sie viel mehr Nutzen von dem Vieh gehabt hätten, wenn es in seinem Stall geblieben wäre und sie den Besitzer zur Ablieferung einer bestimmten Menge Milch verpflichteten. Jetzt war es fraglich, ob alle Kühe gemolken wurden. Die Melkerin hatte ja kein Interesse daran, recht viel Milch zu erhalten. Eine verließ sich auf die andere. Dann liefen die Kühe auch während des Melkens durcheinander. Wer konnte dabei feststellen, ob diese oder jene Kuh schon gemolken sei? Unter den Melkerinnen waren viele Anfänger, die diese Arbeit jetzt lernen wollten, weil sie mit der Milch entlohnt wurden. Ob diese die Kühe rein ausgemolken haben? Das kann wohl mit Recht bezweifelt werden.

Zudem brach noch unter dem Rindvieh die Maul- und Klauenseuche aus. Diese Krankheit hatte 1944 in einigen Ställen geherrscht, war aber durch die scharfen Maßnahmen, die ergriffen worden waren, an der Ausdehnung gehindert worden. Jetzt wurden keine Schutzeinrichtungen getroffen. Die Folge war die Erkrankung aller Kühe und ein großer Rückgang des Milchertrages. Wären die Rinder in ihren Ställen geblieben, könnten wohl einige erkrankt sein, aber die Mehrzahl hätte sich gesund erhalten.

Der Milchertrag wäre nicht so bedeutend zurück gegangen. Aber die Russen kümmerte dies wenig. Es war ja nicht ihr Vieh, das zugrunde ging. Für sie blieb doch noch genug übrig.

Nach einigen Wochen hielten sie die Zeit für gekommen, die Kühe und Stiere aus Kaseburg fort zu treiben. Alles Rindvieh, das noch irgendwie marschfähig war, wurde ausgesondert, die übrig bleibenden erhielten nun nicht die Landwirte, denen man sie s. Zt. weggenommen hatte, zurück, sondern sie wurden an Leute verteilt, die bisher noch keine Kuh besessen hatten. Jetzt, wo es sich um das Nehmen handelte, waren sie auf dem Posten. Sie überdachten gar nicht die Zukunft. Eine Kuh will auch fressen und, sie hatten keine Wiesen. Ein Fall lag besonders krass. Eine Witwe nahm auch eine Kuh, obgleich sie nicht 1 qm Eigentum besaß. Sie holte sich Futter in der Schürze zusammen. Selbstverständlich dauerte diese Herrlichkeit nur kurze Zeit und die Kuh erhielt einen anderen Herrn. Dem Verfasser bot man ebenfalls eine an. Dem Anbietenden wurde gesagt: „Ich habe keinen Stall und kann das Angebot nicht annehmen, und keine Wiesen, um für Futter zu sorgen.“ Darauf hin wurde entgegnet: „Das macht doch nichts. Sie erhalten von uns Wiesen, denn diese sind genug vorhanden, da die Bauern jetzt doch bedeutend weniger Heu nötig haben.“ Hierauf konnte ich nur antworten: „Auf dieser Grundlage, nämlich auf Kosten anderer, möchte ich kein Vieh besitzen.“ Ich nahm keine Kuh. Einige ganz Schlaue hatten nach ihrer Meinung einen klugen Ausweg gefunden. Sie hatten sich mit einem größeren Besitzer verständigt und ausgemacht, dass sie die erhaltene Kuh bei ihm unterstellen würden. Er hätte ihnen nur täglich 1 –2 Liter Milch und wöchentlich $\frac{1}{2}$ - 1 Pfund Butter zu liefern, alles mehr stünde ihm zur Verfügung. Leider hat die russische Verwaltung durch diese Rechnung einen dicken Strich gemacht, indem sie von dem Besitzer auch für diese Kühe die übliche Ablieferung verlangte. Da die auf die kleinen Leute verteilten Kühe in der Mehrzahl krank waren, sind eine ganze Menge davon in den nächsten Wochen eingegangen. So weit es möglich war, fand das Fleisch Verwendung zur menschlichen Ernährung.

Wie vorher berichtet, waren die marschfähigen Rinder heraus gesucht worden. Eines guten Tages zog die Herde mit den aus dem Dorfe beordneten Treibern nach der Fähre, um nach Swinemünde gebracht zu werden. Einige Kühe blieben unterwegs liegen, sie hielten die Anstrengung nicht aus. Andere liefen von der Straße ab in den Wald. Wenn die Russen es nicht merkten, blieben diese Rinder zurück. Die Kaseburger Treiber hatten kein Interesse daran, den Feinden diese wieder zurück zu holen. Vielleicht glückte es einem hiesigen Besitzer, eins hiervon für sich zu finden. So war es auch. Einige haben auf diese Weise ihren Wohlstand vermehrt.

Die bei den Russen verbliebenen Rinder kamen jedoch nicht nach Swinemünde, sondern wurden über die neue Brücke nach den Wiesen und Weiden bei Werder getrieben. Hier konnten wir sie noch tagelang grasen sehen, bis sie eines Tages auch von dort weiter geführt wurden. Wahrscheinlich ging ihr Weg weiter nach dem Osten.

Mit der Besetzung des Dorfes durch die Russen hörte selbstverständlich die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln durch die bisher ausgegebenen Lebensmittelkarten auf. Der Kaufmann verkaufte seine Bestände unter Zugrundelegung der Kopfzahl der Familienangehörigen. Auf den alten Lebensmittelkarten vermerkte er den Erhalt der abgegebenen Ware, um eine Doppelbelieferung zu vermeiden. Mit dem Brote machte es der Bäcker ähnlich. Jede Person erhielt wöchentlich ein Brot, 3 Pfund schwer. Gelang es dem Fleischer ein Stück Schlachtvieh zu erhalten, bekam jede Person $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch. Aus der Molkerei wurde jedem Kinde bis zu 10 Jahren $\frac{1}{2}$ l Vollmilch verabfolgt. Alle übrigen konnten täglich $\frac{1}{2}$ l Magermilch pro Person beziehen. Ferner war dafür gesorgt, dass jeder Bewohner, der keine Kuh hatte, etwa alle 14 Tage 100 g Butter erhielt. Hin und wieder gab es sogar auch Quark, $\frac{1}{2}$ Pfund pro Person. Dies waren im allgemeinen die Rationen der Lebensmittel unter der russischen Verwaltung bis Anfang September 1945.

Die herrlichste Zeit in Bezug auf Lebensmittel waren die Wochen vom Einzug der Russen bis zur Abgabe des Rindviehs seitens der Bauern und anderen Viehhalter an diese. Der Monat Mai ist für die hiesige Gegend der Zeitpunkt, da das Vieh auf die Weide kommt. An dem frischen, saftigen Gras kann es sich gütlich tun und liefert als Lohn für das gute Fressen bedeutend mehr und fettere Milch als es bisher bei dem Winterfutter imstande war. Abliefern brauchte der Viehhalter seine Milch nicht mehr. Er verbutterte sie vielfach. Die Butter konnte er allein aber auch nicht verwerten. Er war gezwungen, sie zu verkaufen. Wer viel Vieh hatte, war auch reich an Milch. Es machte viele Arbeit, diese Menge Milch zu entrahmen. Viele Besitzer waren daher froh, wenn sie die Milch verkaufen konnten. In dieser Zeit konnte man täglich mehrere Liter Milch und Pfund Butter erhalten. Es war nach der langen Entbehrung ein Hochgenuss, eine Butterstulle, dick mit Butter bestrichen, zu verzehren und dazu eine Tasse Milch zu trinken oder einen Teller Milchsuppe zu essen. Jetzt konnte man nach langer Zeit wieder Bratkartoffeln, Bratfische oder Kartoffelpuffer genießen. Die Kochsorgen waren der Hausfrau genommen. Der ausgemergelte Körper lebte wieder auf.

Aber alles Gute ist nie beisammen. Der Körper kam wohl auf sein Recht, aber seelisch wurde uns sehr viel zugemutet. Die Russen kamen ja als unsere Feinde und zwar als Sieger. Was sie bei uns sahen, betrachteten sie als ihr Eigentum. Sie nahmen sich was ihnen gefiel. Wir lernten die ganze Bedeutung des Römerwortes: „Wehe dem Besiegten“ kennen.

Die Bauern und Landwirte hatten von der Kreisbauernschaft als Hilfe für die landwirtschaftlichen Arbeiten Polen und Ukrainer zugewiesen erhalten. Im Dorf waren über 30, vorwiegend weibliche Personen tätig. Sie erhielten ganz geringen Lohn. Dieser reichte nicht einmal zur Anschaffung der nötigen Kleider. Von manchen bäuerlichen Wirten wurde aber auch die minimale Löhnung nicht gezahlt. Sie meinten, genug getan zu haben, wenn sie hin und wieder dieser fremden Hilfe ein Stück

Zeug schenkten. Die Regierung richtete daher in Stettin eine Kleiderabgabestelle ein. Aus alten, aber noch brauchbaren gesammelten Kleidungsstücken wurden für die ausländischen Arbeitskräfte Röcke, Blusen, Schürzen, Westen, Hosen und Jacketts hergestellt. Gegen Anweisung der Kreisbauernschaft konnte hier der Arbeitgeber gegen geringe Bezahlung diese Sachen erhalten. Einige kauften sie für den Lohn, andere schenkten sie den Hilfskräften. Im allgemeinen muss gesagt werden, dass die Kleidung dieser Leute viel zu wünschen übrig ließ.

Als der für uns unglückliche Ausgang des Krieges erkennbar war, wollte der Ortsbauernführer die Ausländer abschieben. Damit waren aber viele Arbeitgeber nicht einverstanden; denn so billige Arbeitskräfte gab es nicht wieder und dann mussten sie ihre Arbeiten ja alleine machen. Das besagte ihnen aber gar nicht, sie waren das Befehlen und Herrschen in den letzten Jahren zu gewöhnt geworden. Sie sagten dem Ortsbauernführer: „Wer soll denn unsere Arbeit machen?“ Daher blieben die polnischen und ukrainischen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte hier.

Mit der Besetzung des Dorfes durch die Russen wurden diese Arbeitskräfte eigene Herren. Sie arbeiteten nicht mehr, sondern gingen spazieren und kamen nur zum Essen. Jetzt mussten die bisherigen Herren ihre Arbeiten doch selber machen, wenn es dabei geblieben wäre, hätte es noch gegangen. Aber die Polen und Ukrainerinnen hielten sich jetzt schadlos. Sie verständigten sich mit den Russen und holten sich Wäsche und Kleidungsstücke aus den Beständen der Bewohner. Sie sagten: „Wir haben vier Jahre umsonst gearbeitet und nehmen uns jetzt nur unseren Lohn.“ Russische Soldaten begleiteten sie auf ihren Plünderungsbesuchen. In ganz kurzer Zeit hatten alle neue Anzüge, Röcke, Blusen und Schuhe an. Als sie nach einiger Zeit auf Anordnung der Russen in ihre Heimat zurück kehrten, hatte jeder einen bis zwei schwere, vollbepackte Koffer mit Wäsche u. s. w. bei sich.

Das war der Anfang der Plünderung. Jetzt begannen die russischen Soldaten damit. Sie kamen in die Häuser und nahmen, was ihnen gefiel. In der Hauptsache waren dies vorerst Uhren, Wecker, Schuhe, Stiefel und Kleider, soweit es in den Schränken vorhanden war. Als innerhalb der Wohnungen nichts mehr zu holen war, begannen sie auf den Höfen und in den Gärten zu suchen. Zum Durchstechen des Erdbodens benutzten sie dünne Eisenstäbe und die abgegebenen Schützendecken. Auf diese Weise fanden sie viele vergrabene Wäsche, Anzüge u. s. w. Aber sie waren nicht so eifrig und genau dabei, denn das meiste fanden sie nicht. Es blieb für die Polen übrig. Unter beständiger Angst, dass die bisher nicht gefundenen Sachen doch noch ermittelt würden, erlebten die Bewohner bange Wochen.

Das Interesse der Russen für diese Sachen erlahmte indessen gegenüber anderen, nach ihrer Meinung praktischeren Objekten. In den Gärten wurden Gemüse, Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren und die Süßkirschen reif.

Da machten sie sich nun darüber her. Sie sahen gar nicht darauf, ob es schon reif und genießbar war. Hatte es auch nur einen rötlichen Schein, wurde es abgepflückt; die Folge davon war, dass die Besitzer selbst die Früchte nicht ganz reifen ließen, um auch etwas für sich zu haben.

Genauso war es mit dem Obst. Ja, man kann mit gutem Gewissen behaupten: hier war es noch viel schlimmer. Halbreif fand es schon seinen Herrn. Die Russen gingen einfach bei Tage in die Gärten und probierten jeden Baum. Sie schüttelten ohne Überlegung an den Bäumen. Ob dabei Zweige abbrechen, kümmerte sie wenig. Lag nach ihrer Meinung genug Obst an der Erde, wurde es probiert. Schien es ihnen essbar, verschwand es in den mitgebrachten Beuteln und Säcken, anderenfalls ließen sie es einfach liegen. Es nutzte nichts, wenn man ihnen sagte: „Es ist noch nicht reif.“ So ging eine Unmenge Obst der menschlichen Ernährung verloren.

Als im Herbst alle Äpfel und Birnen reif waren, begann die Massenernte der Russen. Sie erschienen mit Autos und luden auf, so viel sie lassen konnten. Am Tage spazierten ganze Trupps durch das Dorf. Sie nahmen nichts, taten ganz harmlos, aber mit scharfem Blick musterten sie die Bäume und merkten sich genau, wo die schönsten und reifsten Äpfel und Birnen waren. Am nächsten Morgen waren die Bäume leer.

Wollte der Besitzer etwas für sich oder andere Kaseburger retten, musste er das Obst abnehmen, ohne darauf zu sehen, ob es auch haltbar war. Infolge dieser frühzeitigen Ernte ist viel Obst im Keller verdorben.

Hierbei muss aber wahrheitsgemäß berichtet werden, dass nicht alle Russen in vorgenannter Weise hantierten. Es gab auch anständige Leute unter ihnen. Sie kamen zu den Gartenbesitzern und baten um Obst gegen Bezahlung. Die bekamen das beste Obst und bezahlten mit alliierterem Gelde.

Bei der Russenplünderung muss noch erwähnt werden, dass die russische Marine besonders gefürchtet war. Sie kamen mit ihren Booten in die Kaiserfahrt und Swine (Kasfortbrücke). In ihrem Auftreten wirkten sie viel rauher und gewalttätiger als die Landsoldaten und daher allgemein mehr gefürchtet. Es ist die Beobachtung gemacht worden, dass sie manche Sachen, die sie geplündert hatten, auf ihrem Rückmarsche in den Wald oder ins Wasser geworfen haben. Im Walde sind sie später gefunden worden. Aus dem Wasser fischten sie hin und wieder die Fischer mit ihren Netzen heraus.

Wo Russen sind, nistet sich bald die GPU ein. So war es auch im Dorfe. Ein Kommissar mit seinem Dolmetscher und mehrere Begleitmannschaften zogen ein. Sie waren aber nicht ständig hier, sondern erschienen in gewissen Abständen. Ihre Wohnung hatten sie im Rich. Kühl'schen Hause (W.Berg). Wenn die GPU hier war, herrschte eine große Aufregung unter der Bevölkerung, denn nun gab es Verhöre, Verhaftungen und Verschleppungen.

Durch die Verhöre wollte die GPU die Mitglieder der Partei, SS und SA feststellen. Von diesen Formationen wurden namentlich die aktiven Führer gesucht. Diese waren aber alle geflüchtet. Einige wurden verhaftet. Manche kamen bald wieder zurück, andere sind heute (10.04.1946) noch nicht wieder hier. Keiner weiß, wo sie sind.

Von der GPU wurden auch junge, kräftige Männer zu Arbeiten verschleppt. Auch hier machte sich eine ungleiche Dauer der Festhaltung bemerkbar. Einige sind heute bei den Russen, andere sind schon lange wieder frei gelassen.

Eine Befürchtung, die eine sehr große Aufregung hervorrief, traf glücklicherweise nicht zu. Allgemein herrschte die Ansicht, dass die Russen gesunde und kräftige junge Frauen und Mädchen verschleppen würden. War die GPU im Anmarsch, dann begann ein Verstecken und Verkriechen dieser Genannten im Walde, im Roggen, in den großen Wiesen und anderen geeignet erscheinenden Plätzen. Aber, wie schon erwähnt, verschleppten sie Frauen und Mädchen nicht. Aber trotzdem ließen sich diese vor der GPU nicht erblicken und vermieden während deren Hiersein die Straße.

Im Juli 1945 hatten der bisherige Bürgermeister Kasimir und sein Administrator Nawrath ihre Ämter der russischen Verwaltung zur Verfügung gestellt. Sie wollten gerne in ihre Heimat zurück, da sie etwa 6 Jahre von zu Hause fort waren. Der wahre Grund ist meiner Meinung nach ein ganz anderer. Sie hatten sich die Herrschaft im Dorf ganz anders vorgestellt, als sie ihnen wirklich geboten wurde. Sie meinten zu regieren, waren aber nur Diener der Russen. Eigene Entschließungen waren vollständig ausgeschlossen. Sie waren nicht einmal in der Lage, dem einfachen russischen Soldaten das plündern zu verbieten. Wenn sie sich wirklich einmal zu einem solchen energischen Tun entschlossen, blitzten sie jedes Mal ab. Ja, oft mussten sie froh sein, dass sie ohne Prügel davon kamen. Sie werden sich also gedacht haben, warum sich noch länger ärgern. Es kann einmal ein anderer sein Heil versuchen.

Die Russen suchten einen deutschen Bürgermeister. Nachdem verschiedene vorgeladene Männer abgelehnt hatten, das Amt zu übernehmen, erklärte sich der Schlosser Paul Modrow zur Annahme bereit. Als Hilfskraft behielt er Frl. Brigitte Denkert. Die beiden anderen genannten Damen waren nicht mehr tätig. Sie waren aus Angst vor den Russen geflüchtet. Hier zeigte sich deutlich die Ohnmacht des Bürgermeisters. Er konnte nicht seine Helferinnen vor dem Zugriff der Russen schützen. Frl. Denkert erschien ihnen wohl noch zu jung und wurde daher fast gar nicht belästigt.

Die Arbeit des deutschen Bürgermeisters bestand hauptsächlich in der Anfertigung von Listen und Berichten. Die verschiedensten Zählungen mussten durchgeführt werden, z. B. Feststellung der im Orte noch wohnenden Menschen nach Einheimischen und zugezogenen Flüchtlingen, Ermittlung der vorhandenen Pferde, Schweine, Kühe, Schafe, Hühner u. s. w. Ferner musste angegeben werden, was noch an Kartoffeln und Getreide vorhanden war, wie viel die Ernte eingebracht hat und was an Getreide und dergleichen auf dem ha geerntet war. Dann wollten sie wissen, welche Flächen infolge des regnerischen Sommers und Hochwassers keine Ernte brachten. Als die Ernte unter Dach und Fach

gebracht worden war, musste der Bürgermeister dafür sorgen, dass die abgeernteten Flächen zur Aufnahme der Wintersaat vorbereitet würden. Jeder Bauer und Landwirt musste wöchentlich bis Donnerstag ihm angeben, welche landwirtschaftlichen Arbeiten in der vergangenen Woche fertig gestellt worden waren, z. B. wie viel Morgen Ackerland gepflückt und gedüngt u. s. w. Jede verrichtete Arbeit musste angegeben werden. Jeden Freitag hatte dann der Bürgermeister eine Gesamtzusammenstellung der in seiner Gemeinde geleisteten landwirtschaftlichen Arbeiten dem russischen Landrat in Swinemünde einzureichen. Diese wöchentliche Aufstellung erforderte viel Kleinarbeit. Die Bauern und Landwirte nahmen es mit der Meldung anfangs nicht so genau. Es hat vieler Mühe und Ermahnungen bedurft, sie so weit zu bekommen, dass die Angaben rechtzeitig eingingen.

Die russische Verwaltung befahl eine Registrierung sämtlicher im Dorfe wohnenden Personen, die über 18 Jahre alt waren. Es musste angegeben werden: Vor- und Zuname, Geburtstag und -ort, seit wann in der Partei, SS oder SA. In einer Woche sollte die Arbeit erledigt sein. Jeder, der sich meldete, erhielt eine Bescheinigung darüber, unter welcher Nummer er registriert sei oder diese Nummer wurde auf seinen Ausweis geschrieben. Hierdurch war jeder in der Lage nachzuweisen, dass er dem Befehle Folge geleistet hatte. Die Registrierungsliste wurde in der befohlenen Zeit fertig. Die Liste sollte in der Gemeinde aufbewahrt bleiben, bis die untere Verwaltungsbehörde in Swinemünde sie anforderte. Das ist nie geschehen. Kurze Zeit nach der Fertigstellung der Liste erging die Bekanntmachung, dass sich alle Parteimitglieder und Angehörige der SS und SA in Swinemünde bei der Kommandantur zur Registrierung zu melden hätten. Damit war die ganze Arbeit des Bürgermeisters in dieser Sache unnütz gewesen. Das war aber nicht nur mit dieser Arbeit so, sondern mit vielen anderen auch.

Die Russen beabsichtigten Lebensmittelkarten einzuführen. Vom Bürgermeister wurde innerhalb einer ganz kurzen Zeit (2 Tage) eine Liste aller Einwohner verlangt und zwar sollte sie enthalten: die Kinder bis zu 6 Jahren, von 6 – 10 Jahren und alle übrigen Personen. Bei diesen wieder musste angegeben werden, Schwerarbeiter oder nicht. Auch diese Aufstellung wurde in der angegebenen Zeit fertig gestellt und eingereicht. Nach mancher, in Swinemünde vorgenommenen Änderung in Bezug auf die Arbeit, gingen die Lebensmittelkarten ein. Ausgeteilt sind sie aber nicht worden, denn der Kaufmann hatte ja keine Lebensmittel. Der Kreisbehörde wurde dies mitgeteilt und um Lieferung von Lebensmitteln gebeten. Aber ehe diese hier eingingen, kam der Pole und alle Arbeit war wiederum vergebens gewesen. Sollte die russische Kreisbehörde nicht darüber im Bilde gewesen sein, dass das Dorf in kurzer Zeit den Polen überliefert würde? Ich nehme es an. Warum dann aber noch alle diese Arbeiten? Oder glaubte der Russe, der Pole werde auf dieser Grundlage weiter wirtschaften? Oder geschah alles nur, um uns in der Dummheit zu erhalten? Das letztere ist meine eigene persönliche Überzeugung.

Von Mai bis Juni 1945 waren seitens der Gemeinde keine Steuern erhoben worden. Daher waren auch alle Arbeiten für die Gemeinde nicht bezahlt worden. Damit dies geschehen konnte und die Gemeinde finanziell leistungsfähig werde, ordnete der Landrat an, dass ein Haushaltsplan einzureichen und die Steuern einzuziehen seien. Gleichzeitig wurde befohlen, eine bestimmte Summe (rd. 1.800 RM) als Kreisanteil auf die Kreisbank in Swinemünde einzuzahlen. Der Bürgermeister fühlte sich diesen Aufgaben nicht gewachsen und bat mich, den Kassenverwaltungsposten wieder anzunehmen, den ich 8 Jahre innegehabt hatte. Ich sagte zu und trat am 15.08.1945 mein Amt an. Die Aufsichtsbehörde setzte unsere Entschädigung auf monatlich 80 RM fest. Die von mir im Frühjahr 1945 angelegten Steuerbücher waren noch vorhanden und so konnte mit dem Einzuge der Steuern sogleich begonnen werden. In kurzer Zeit waren die Steuern für das 1. Halbjahr 1945/46 eingegangen. Der Kreisanteil wurde abgeführt und die Gemeinde war wieder geldlich leistungsfähig.

Der Kreis benötigte anscheinend dringend mehr Geld. Daher wurden die Gemeinden angewiesen, umgehend für die Zeit vom April bis August 1945, also für 5 Monate, das Stromgeld von den an die elektrische Lichtanlage angeschlossenen Bewohner einzuziehen. Ein bestimmter Teil der eingezogenen Summe sollte gleichfalls zu Gunsten des Kreises bei der Kreisbank eingezahlt werden.

Das Stromgeld konnte in geringer Zeit eingeholt werden. Als der Kassenverwalter den geforderten Kreisanteil abliefern wollte, erhielt er das Geld wieder zurück mit dem Bemerkten, dass in den nächsten Tagen neue Bestimmungen darüber ergingen. Diese besagten, dass das Stromgeld wieder, wie früher, das Märkische Elektrizitätswerk in Stralsund erhalten. Das Werk rechne mit den Gemeinden ab. Dazu kam es nicht mehr, die Polen besetzten Kaseburg. Vorläufig hatte die Gemeindekasse aber Geld. Geld wurde seitens der Gemeinde auch viel gebraucht. Die Einwohner hatten durchaus Brennholz nötig. Die Forstverwaltung überließ der Gemeinde auf dringende Vorstellung hin rund 800 Raummeter. Diese mussten aber sofort bezahlt werden. Das geschah, die Gemeindekasse überwies der Forstverwaltung 4.100 RM. Der Kassenverwalter fertigte für die einzelnen Familien die Holzzettel aus, damit er das verauslagte Holzgeld wieder herein bekomme. Aber daraus wurde nichts, infolge der Besetzung durch die Polen. So wurde die Gemeinde viel Geld los. Im Frühjahr 1945 hatte die Gemeindekasse für Holz zum Weideeinzäunen 1.412 RM verauslagt. Die Summe ging auch nicht ein, da vor der Abfuhr des Holzes die Russen das Dorf besetzten. Die Scheite lagen auf der Swinemünder Seite und kein Pferdebesitzer fuhr mehr nach drüben, da er dabei sehr leicht seine Pferde los wurde. Die Russen nahmen sie ihm einfach ab.

Eine andere Verfügung des Landrates besagte, dass die Gemeinden Sorge zu tragen hätten, dass die Bewohner die „Berliner Nachrichten“ hören könnten. Wenn angängig, könne dies durch eine gemeindliche Anlage erreicht werden. Aber es werde ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass nur die „Berliner Nachrichten“ abgehört werden dürfen. Das Abhören anderer Sender ziehe schwere Strafen nach sich. Für uns kam dies nicht in Frage.

Die Verkehrsverbindungen des Dorfes bleiben bei der Besetzung durch die Russen so ziemlich in Ordnung. Die Dampffähre versah ihren Dienst weiter. Allerdings musste die Besatzung ohne Lohn arbeiten. Nach einiger Zeit nahmen die Russen die Dampffähre „Kaseburg“ hier fort und benutzten sie zur Aufrechterhaltung des Verkehrs zwischen Swinemünde und Ostswine. Hier war sie bald erledigt. Für unsere Verbindung erhielten wir den „Fritz“. Anstelle des geflüchteten Fährmeisters Jürs wählten die Fährleute den bisherigen Hilfsführer Ernst Brüsewitz zum Fährmeister. Er wurde als solcher auch beschäftigt. Die Kohlen hatte der Kohlenhändler Otto Pröckler zu liefern. Eine Bezahlung dafür erhielt er nicht. Die Postverbindung war in der ersten Zeit gestört. Nach einigen Wochen, als in Swinemünde das Postamt wieder in Tätigkeit trat, wurde auch die hiesige Postagentur in Betrieb genommen. Täglich kamen von Swinemünde durch Armbinden kenntlich gemachte Männer und brachten die Briefe und nahmen die hier eingelieferten Briefschaften wieder mit. Im Orte wurden die angekommenen Postsachen durch Frauen den Empfängern zugestellt. Der Postdienst war zuletzt schon so geregelt, dass durch Postanweisungen Geld nach Swinemünde eingezahlt werden konnte.

Zeitungen erhielten wir täglich. Diese brachte die hiesige Polizei aus Swinemünde mit. Es gab eine von den Russen heraus gegebene Zeitung, die „Rundschau“ und eine von der Kommunistischen Partei geleitete „Die Volkszeitung“. Diese Zeitungen waren sehr begehrt. Sie waren die einzigen Mittel, die uns von der weiteren Heimat und dem Auslande Kunde brachten.

Die Zeitungen litten aber unter einem großen Übel. Brachten Zeitungen vor dem Zusammenbruch nur Lobpreisungen über die Partei und über die Schlechtheiten der Feinde, so war es jetzt umgekehrt. Belogen wurden wir von beiden Seiten.

Den Russen war es ernst mit der Versorgung der Bewohner mit Lebensmitteln. Sie legten den Bauern und Landwirten eine bestimmte Menge an Getreide und

Fleisch zur Ablieferung an die russische Verwaltung auf. Das Mehr verblieb zur Ernährung der Einwohner. Da infolge des nassen Sommers und des Nichtarbeitens der Pumpen wegen Zerstörung der Stromleitung die hiesige Ernte nur gering war, das auferlegte Ablieferungssoll aber einer Normalernte entsprach, musste der Bürgermeister versuchen, das Soll zu mindern. In langwierigen Verhandlungen gelang das auch. Es wurde festgesetzt, dass bis zum 31.12.1945 folgendes Ablieferungssoll zu erfüllen sei:

Getreide	:	auf ha = 1,25 DZtr.
Kartoffeln	:	auf ha = 8 DZtr.
Fleisch vom Rind	:	45 kg oder
vom Schwein	:	30 kg

Diese Bedingungen waren durchaus günstig und konnte die Gemeindeverwaltung gut damit rechnen, dass die Bewohner im Winter nicht zu hungern brauchten und auch für das Frühjahr Saatkartoffeln vorhanden waren. Aber die ganze Rechnung ging in die Brüche. Denn die Russen räumten den Ort und überließen unser schönes Dorf den

Polen.

C. Das Dorf unter polnischer Besetzung

Seit der Besetzung des Ortes seitens der Russen hatten die Kinder keinen Unterricht mehr gehabt. Der Russe dachte aber auch an die Schulen. Er ernannte zum Schulrat den früheren Swinemünder Lehrer Schmalz. Dieser erwirkte Ende Juli 1945 den Beginn des Unterrichts. Der Bürgermeister bat mich, den Schulunterricht zu übernehmen. Zur Seite stand mir noch ein zwar junger, aber sehr williger und fleißiger ehemaliger Angehöriger der Marine, ein früherer Verwaltungsangestellter, Herr Riepekohl aus Halle. Dieser übernahm das 1. – 4. Schuljahr und ich das 5. – 8. Schuljahr. Der Unterricht umfasste zunächst Deutsch und Rechnen. Als dann die Bln.-Potsdamer Beschlüsse bekannt gegeben wurden, hörte dieser Unterricht wieder auf.

Die Russen kehrten sich aber wenig an diese Beschlüsse. An Stelle des kränkenden Herrn Schmalz kam ein Herr Behnke als Schulrat nach Swinemünde. Alle ehemaligen Lehrer wurden zur Mitarbeit aufgefordert. Ich wollte mich auch melden. Als mir aber wieder Kassenverwaltungsposten angeboten wurde, übernahm ich diesen. Es ging auch ohne mich. Es war inzwischen aus Greifenberg (Pom.) der bisher dort amtierende Rektor Köhler als Flüchtling hier zugezogen. Dieser erklärte sich bereit, den Unterricht zusammen mit dem Schulhelfer Riepskohl zu übernehmen.

Ehe aber alle vorgesehenen Meldungen gesichtet und geprüft waren, besetzte der Pole den Ort.

Während der Vorbereitungszeit war der hiesige Lehrer Marquard aus der russischen Gefangenschaft entlassen worden. Mit ihm standen hier 8 Lehrkräfte zur Verfügung. Da war ich entbehrlich. Noch nicht vergessen, 1936 gegen meinen Willen pensioniert.

Auf einigen vorhergehenden Seiten wurde berichtet, dass manche von den Russen bestimmten Anordnungen nicht durchgeführt werden konnten, weil das Dorf vor der Erledigung der ergangenen Verfügungen von den Polen besetzt wurde.

An eine Besetzung durch diese Nation hatte kein Kaseburger gerechnet. Der Administrator Nawrath erklärte allerdings mehrere Male: „Das Benehmen der Russen ist unerhört und fast unerträglich. Aber lassen Sie nur, ich habe Nachricht, dass sie die Inseln räumen müssen. Die Besetzung erfolgt dann durch die polnische Westarmee. Wenn dies geschehen ist, hört das Räubern und Plündern auf und alle haben Ruhe. Jeder kann ungestört seinen Geschäften nachgehen.“ Dies sagte er auch zu vielen Leuten im Dorfe. Es wurde ihm auch geglaubt, denn jeder wünschte sich ein Ende der Aufregungen. Aber im Laufe der Wochen kamen wir allmählich zu einer anderen Ansicht. Die Russen hatten Hinterpommern geräumt und es den Polen überlassen. Aus diesen Gebieten kamen Flüchtlinge hier an und erzählten uns kaum glaubbare Geschichten vom Auftreten der Polen in dem von ihnen besetzten Hinterpommern. Wir hörten, dass die Bewohner der Städte und Dörfer geschlagen und ihnen alles geraubt und geplündert worden sei. Mit Entsetzen vernehmen wir, dass den Leuten nur kurze Frist, 10 – 30 Minuten zum Räumen ihrer Wohnungen oder Häuser gelassen worden sei. Nur ganz wenig Gepäck war ihnen zur Mitnahme gestattet worden. Unterwegs war ihnen dies zum größten Teil auch noch geraubt worden. Das klang ganz anders, als wir es zu hören bekommen hatten. Und diesen

Augenzeugen und aus eigenem Erleben berichtenden Volksgenossen konnten wir unbedenklich Glauben schenken, denn im Großen und Ganzen klangen ihre Angaben überein, obwohl sie aus ganz verschiedenen Gegenden stammten. Nun sehnte keiner mehr die Polen herbei. Im Gegenteil, alle hofften auf ihr Fortbleiben.

Es tauchten im Laufe der Wochen allerhand Gerüchte auf über das Vordringen der Polen nach Westen. Ein Gerücht besagte, dass die Dievenow der Grenze

zwischen Deutschland und Polen sei. Da das Russenkommando im Dorfe Vermessungen in der Swine vornahm, hieß es, die alte Swine wird die Grenze. Einige z. B. der Pastor, wollen die Karte gesehen haben, die von den Russen hergestellt worden war. Darauf sei ein dicker roter Strich auf der Hälfte der alten Swine eingezeichnet als Grenzlinie. Andere behaupten, gehört zu haben (Radio), dass die Engländer und Amerikaner Stettin für sich beanspruch-

ten. Daraus folgerten wir, dass Stettin ohne den Vorhafen Swinemünde wertlos sei; wenn auch dieser von den beiden Mächten besetzt werde. Dann werde auch unser Dorf in dieser Zone eingeschlossen, war die Folgerung unsererseits.

Bei dem Kohlenhändler Otto Böckler wohnte schon längere Zeit ein russischer Kapitän. Sein Kommando war in Swinemünde. Er kam aber jede Woche wenigstens einmal nach hier und holte sich etwas zum Leben: Butter, Eier, Tomaten u. s. w. Butter konnte er abholen, da er hier eine Kuh bei der Witwe Droese im Stalle hatte. Er hatte Böckler versprochen, dass er ihm Nachricht geben würde, wenn irgend etwas mit den Polen im Gange sei und ihnen etwa das Dorf zugeteilt würde. Aber so oft er auch hier war, hat er niemals darüber etwas gesagt. Wenn er danach gefragt wurde, hieß es: „Ich sage Ihnen Bescheid.“ Da dies nicht geschah, nahmen wir an, dass alles für uns gut stand.

Wir machten uns auch selber Hoffnung auf einen für uns günstigen Ausgang der Angelegenheit, indem wir sagten: „Wenn dem Polen die Inseln zugesprochen würden, würde er nicht so lange mit der Besetzung warten. Da diese nicht erfolgt, kann für uns die Besetzung durch ihn als erledigt betrachtet werden.“

Wir fielen aber aus allen Himmeln und wollten unseren Augen nicht trauen, als eines Tages in der Zeitung der Bericht über die Berlin Potsdamer-Konferenz erschien und darin klipp und klar stand, dass mit Zustimmung Englands, Amerikas und Rußlands die Grenze zwischen Deutschland und Polen hart

westlich von Swinemünde verlaufe. Damit waren wir polnisch geworden und erwarteten jeden Tag den Abzug der Russen und den Einzug der Polen.

Aber es vergingen Wochen und nichts war zu merken von irgend einer Veränderung. Alles ging seinen alten Gang weiter. Wir schöpften wieder Hoffnung und glaubten, dass die Feindmächte England und Amerikan doch in der Abtretung Swinemündes an die polen ein Haar gefunden und eine andere Regelung vorgenommen hatten. Die Ankunft der Zeitung konnte kaum erwartet werden. Jeder wollte der erste sein, der die Abänderung der Grenze melden konnte. Aber die Zeitung brachte nichts darüber.

Dagegen brachte uns der Sonnabend, der 06.10.1945 die Polen. Im Gemeindebüro erschienen gegen 16 Uhr einige Herren in Zivil. Der eine stellte sich als polnischer Dolmetscher vor. Er teilte uns mit, dass der Ort in Kürze von Polen besetzt werde. Kaseburger, die aus Swinemünde zurück kehrten, brachten die Neuigkeit mit, dass in Swinemünde auf den öffentlichen Gebäuden die polnische Flagge gehisst sei.

Am Sonntag, en 07.10.1945 war noch alles still. Am 08.10.1945 erschien aber der polnische Bürgermeister und 6 Mann polnische Polizei.

Der Bürgermeister war in Polen Buchhalter gewesen. Zu dem ihm nun übertragenen Amt war er nicht geeignet, er war zu nervös. Wenn er im Dorfe etwas erreichen wollte, musste er ruhig verhandeln können. Vor allen Dingen hätte er etwas die deutsche Sprache beherrschen müssen. Damit war es aber schlecht bestellt. Er konnte nur einige Brocken deutsch und zeigte sich ganz als Sieger, indem er seine Bekanntmachung in polnischer Sprache anschluss. Selbstverständlich kümmerte sich kein Deutscher darum. Dann begann er zu wettern und meinte:“ Die Deutschen haben s. Zt. auch die deutsche Sprache bei uns als Amtssprache eingeführt.“ Es wurde ihm aber bedeutet, dass die Befehle in deutscher und polnischer Sprache veröffentlicht wurden. Nach

einiger Zeit bequeme er sich auch zu gleicher Handlung. Da er mit uns Deutschen nur sehr schwer verhandeln konnte, musste anfangs Frau Schlachtermeister Stürmer als Dolmetscherin fungieren.

Der Bürgermeister hieß Edwar Nowotka. Er ließ das Gemeindeamt vorläufig in seinen alten Räumen und behielt auch die Deutschen als Hilfskräfte: Bürgermeister Modrow, mich als Kassenverwalter und Brigitte Denkert als Maschinenschreiberin. Dem Bürgermeister sagte er: „Bürgermeister bin ich, Sie stehen mir als Hilfe zur Seite.“ Das war deutlich genug und besagte mit anderen Worten: „Du hast jetzt nichts mehr zu sagen.“ So war es auch. Modrow hatte nur Listen anzufertigen, die zu den verschiedensten Zählungen nötig waren oder er musste Aufstellungen über die noch im Orte anwesenden Personen anfertigen. Neben diesen Arbeiten gab es noch eine Menge anderer, die die Polen ohne deutsche Hilfe nicht fertig stellen konnten. Da ich als Kassenverwalter keine Arbeiten hatte, da Steuern nicht eingezogen wurden, half ich ihnen bei diesen Arbeiten. Fräulein Denkert hatte eigentlich die schwerste Arbeit. Sie musste die Berichte und Listen mit der Maschine in polnischer Sprache herstellen. Das war sehr schwer, da sie alles ohne Verständnis ganz mechanisch Buchstabe für Buchstabe nachtippen musste. Für den polnischen Bürgermeister war es ebenfalls eine Erschwernis, denn er musste seine Berichte oder Bekanntmachungen klar und deutlich niederschreiben, um überhaupt eine Abschrift davon zu ermöglichen. In seiner gewohnten flotten schwer lesbaren Handschrift durfte er zum Abschreiben nichts liefern.

Seine Wohnung hatte der Bürgermeister in dem Berg'schen Hause, früher Kapitän Richard Kühl, genommen. Die Witwe Klara Berg musste die Wohnung unten räumen und nach oben ziehen. Später hat sie auch diese Räume abtreten müssen. Sie fand Unterkunft in der früheren Försterei.

Ob dem Bürgermeister nun der Weg von seiner Wohnung bis zum Gemeindebüro zu weit war (etwa $\frac{1}{4}$ km) oder ob ihm die Räume hier nicht zusagten, ist nicht erwiesen, aber eines Tages erschienen Fuhrwerke und Arbeitsleute und der Umzug des Gemeindeamtes geschah. Die Verlegung erfolgte in Räume des „Deutschen Hauses“, Besitzer Ewald Wengoborski. Das ganze Grundstück, bestehend aus Gasthaus mit 10 Fremdenzimmern, Schankraum nebst Versammlungsraum, Saal und Wirtschaftsgebäuden, war von den Polen beschlagnahmt. Der Besitzer behielt nur 1 Zimmer für sich. Im ersten Stock lagen zu beiden Seiten des Korridors die 10 Fremdenzimmer. Diese waren für das Gemeindeamt und die Polizei eingeteilt. Links vom Aufgang waren die Räume für die

Gemeindeverwaltung und rechts lagen die Zimmer für die Polizei. Mädchen und Frauen aus dem Dorfe mussten täglich antreten und alles sauber machen. Die Polen selbst rührten keinen Finger dazu. Auch das Küchenpersonal bestand aus Frauen und Mädchen der Gemeinde.

Die polnische Polizei setzte sich zusammen aus einem Kommandanten und 5 Milizsoldaten. Sie stammten fast alle aus den früheren deutschen Gebieten Polens und konnten sich einigermaßen mit uns verständigen.

Zwischen dem Bürgermeister und dem Kommandanten herrschte ein gespanntes Verhältnis. Warum, war schwer zu ermitteln. Aus gelegentlichen Äußerungen der Polizisten aber war zu entnehmen, dass wegen der äußerst großen Nervosität des Bürgermeisters mit demselben sehr schwer zu arbeiten sei. Ging nicht alles genau so, wie er es sich gedacht hatte, war er sehr aufgebracht und herrschte den Betreffenden scharf an. Das ging aber auch ebenso schnell wieder vorbei. Jedenfalls erschwerte diese Krankheit die Zusammenarbeit sehr und setzte auf der anderen Seite einen ruhigen Partner voraus.

Eine der ersten Anordnungen der Polen betrug die Ablieferung von Waffen aller Art, Fahrrädern und Fahrradteilen, Radio- und photographischen Apparaten

sowie Militärkleidung jeglicher Gattung. Da in diesen Sachen die Russen

Lebensmitteln ab. So war es diesen möglich, sich für den Winter zu versorgen. Einige Wochen duldeten die Polen dieses Verfahren. Da erfolgte plötzlich ein scharfes Verbot. Den Bauern u. s. w. wurde bei schwerer Bestrafung die Abgabe von Lebensmitteln an die Bevölkerung untersagt. Diese hatten sich nicht ganz für den Winter eingedeckt. Viele Besitzer hatten noch nicht gedroschen und vertrösteten die Bitbewohner auf spätere Zeit. Andere dagegen waren direkt unbarmherzig. Sie schoben den nassen Sommer vor und jammerten, dass sie kaum für sich genug hätten und nichts abgeben könnten.

Als nun das Abgabeverbot erfolgte, stand es sehr schlimm für viele Mitbürger und nur so ist es zu verstehen, dass vom Februar 1946 ab manche Familien kein Brot und keine Kartoffeln mehr hatten. Sie sind froh, wenn sie Kartoffelschalen auf irgend einer Stelle erhalten und diese sich kochen. Von den Bauern u. s. w. ist nichts mehr zu holen, denn hier haben inzwischen die Polen gehörig aufgeräumt. Sie wollen nicht hungern und ihre Landsleute in Swinemünde auch nicht. Sie gaben den

Besitzern einfach auf, dass sie so und soviel Zentner Getreide und Kartoffeln abzuliefern hätten. Eine Widerrede gab es nicht, es musste geliefert werden. Und nun kam es heraus. Die ihren Mitbürgern nichts mehr ablassen konnten, weil sie ja nichts hatten, lieferten jetzt für die Polen bis zu 60 Zentner Kartoffeln. So waren diese imstande, 600 Zentner als Wintervorrat für sich einzumieten. Eine Bezahlung für die gelieferte Ware erhielten sie aber nicht. Sie hatten somit einen zweifachen Schaden. Die Hiesigen hätten gerne bezahlt und außerdem im Frühjahr bei der Feldarbeit geholfen. Nun wird niemand mit diesen Menschen im Frühling Mitleid haben und ihnen bei der Feldbestellung helfen.

Die schlimmsten Wochen in Bezug auf die Ernährung kommen aber erst. Vor August kann mit der neuen Ernte nicht gerechnet werden. Wie soll diese schwere Zeit überbrückt werden? Der Wald liefert im Sommer zwar Beeren und

Pilze. Werden diese zur Ernährung genügen? Wohl kaum. Die meisten hiesigen kleinen Wirte und Gartenbesitzer behalten keine Pflanzkartoffeln. Genau so dürfte es auch manchem größeren Besitzer gehen. Bei der allgemeinen Knappheit aller Lebensmittel sind alle auf den Mehrverbrauch der Kartoffel angewiesen. Auch darf nicht vergessen werden, dass, bedingt durch den Futtermangel von den fettarmen Nahrungsmitteln der Magen zum Sattwerden eine größere Menge wie früher beansprucht. Das Mehr muss hauptsächlich die Kartoffel liefern. Da muss nun mancher Wirt, wenn er nicht auch hungern will, die aufbewahrten Saatkartoffeln angreifen. Vielfach hört man auch jetzt sagen (23.03.1946): „Das Pflanzen von Kartoffeln hat doch keinen Zweck. Sie werden ja von den Leuten herausgesucht werden zum Sattessen.“ Das ist durchaus denkbar und auch zu verstehen. Der Familienvater oder die Mutter, die wochenlang ihre Kinder nicht satt machen können, werden nicht davon zurück schrecken, dem Nachbarn aus seinem Garten oder dem Landwirte von seinem Stück Acker die eingelegten Kartoffeln heraus zu holen.. Hunger tut weh!

Ebenso unmöglich wird es sein, 1946 in den Gärten Gemüse zu säen und pflanzen. Woher den nötigen Samen nehmen? Einige Gartenbesitzer mögen in der glücklichen Lage sein, noch vom vorigen Jahre her einige Portionen Gemüsesamen liegen zu haben. Etliche haben auch von stehen gebliebenen Pflanzen den Samen geerntet. Aber in der Hauptsache sind die meisten Gartenbesitzer auf die Neuanschaffung von Gemüsesamen angewiesen. Die Polen werden keinen beschaffen und der Bezug von Samenhandlungen ist ausgeschlossen. Daher wird im Sommer 1946 die Bevölkerung ohne Gemüse durchkommen müssen. Was das bedeutet, kann sich jeder vorstellen, nämlich hungern!

Alle Quellen, die bisher genügende Mengen an Nahrungsmitteln lieferten, versagen allmählich. Das Versiegen dieser Quellen beruht nun nicht auf das Schuldkonto der Kaseburger, sondern wird hervorgerufen allein durch das menschenunwürdige Verhalten der polnischen Verwaltung. Sie sorgt nur für sich und denkt nicht an die übrigen Menschen im Dorfe.

Die Bevölkerung ist es gewohnt, mindestens einmal wöchentlich Fische zu essen. Die hiesigen Fischer konnten immer die genügende Menge liefern. Während der Kriegsjahre 1939 – 1945 haben sie den Ort mit Fischen versorgen können, obwohl wegen Mangel an Fleisch bedeutend mehr von diesem Nahrungsmittel verlangt wurde. Ja, es blieben noch viele Zentner übrig für die Fischgenossenschaft in Swinemünde. Auch unter der russischen Besetzung litten wir noch keinen Mangel an Fischen. Die Fischer hatten zwar an die Russen Fische abzuliefern, aber sie ließen für die hiesige Bevölkerung genügend zurück. Wer gerade zur Zeit der Fischübernahme an der Übergabestelle vorbei kam, erhielt vielfach von den Russen ein Gericht Fische geschenkt.

Der Fischmangel trat erst unter der Herrschaft der Polen ein. Die Fischer wurden verpflichtet, nur für sich zu fischen. Ein Verkauf an die Einwohner wurde ihnen untersagt. Selbstverständlich waren die Fischer darauf bedacht, dass auch ihre Mitbürger Fische erhielten. Dies musste aber so heimlich wie möglich geschehen.

Die Polen versuchten auch dies unmöglich zu machen. Die Boote der Fischer lagen so lange in der Heidefahrt in der Nähe der Fischerwohnungen. Die polnische Verwaltung ordnete nun an, dass alle Boote bei der Kastor-Anlegestelle zu liegen haben. Hier werden sie von den Polen angeschlossen und von einer polnischen Schildwache bewacht. Wenn die Fischer fischen wollen, müssen sie sich melden und erhalten dann ihr Boot. Sie müssen aber nach Beendigung ihrer Arbeit sofort nach dieser Anlegestelle wieder zurück kehren und den Fang abliefern. Eine andere Landungsstelle dürfen sie nicht benutzen. Der Pole lässt ihnen nichts von ihrem Fange, nicht einmal für den eigenen Haushalt. Das müsste nun ein ganz dummer Fischer sein, der nur allein für die Polen arbeitete und selber hungern wollte. Er weiß auf irgendeine Art den Bedarf an Fischen für sich und andere sicher zu stellen. Natürlich kann der Fischer bei dieser Kontrolle für die Allgemeinheit das nicht behalten, was

nötig wäre, um eine einigermaßen zufrieden stellende Belieferung dieser zu bewerkstelligen. So herrscht im Großen und Ganzen im Dorf ein Fischmangel!

Der Mangel an den verschiedensten Lebensmitteln bestand aber nur bei den Deutschen. Die Polen lebten im Überfluss. Für diese bestanden 2 Küchen. Im „Deutschen Hause“ war die Küche für die Soldaten. Die Offiziersküche befand sich im Otto Böckler’schen Hause. Der Vorschrift nach erhält das polnische Militär seine Verpflegung aus Misdroy geliefert. Aber warum sollten sie sich damit allein begnügen? Im Dorfe ist doch genügend vorhanden! Da liegen in den Ställen so schöne fette Schweine, auf den Höfen sieht man Hühner, Gänse, Enten und Puten. Kaninchen sind ebenfalls eine ganze Menge vorhanden. Also tüchtig schmausen und nicht rappelköpfig sein.

Eines guten Morgens fehlt dem Eigentümer das Schwein im Stalle. Still und heimlich ist es in der Nacht verschwunden. Meistens liegen nur noch die Därme im Stall. Haben die Diebe es gut gemeint, liegen noch Lunge, Herz und Leber dabei. Genauso geräuschlos und unvorhergesehen verschwinden die Hühner, Gänse, Enten, Puten und Kaninchen. Da wird nun mancher fragen: „Warum schlachtet der Besitzer sein Vieh nicht schnell selber?“ Die Antwort lautet: „Weil das Abschlachten des Viehes für die Deutschen verboten ist.“ Bei dem Geflügel ist man nicht immer so heimlich. Auf der Hoflage erscheint plötzlich ein Pole und nimmt sich so viel ihm gut dünkt. Keiner traut sich solch Unterfangen wegen der schweren Strafe, die darauf liegt, zu.

Wie schon erwähnt (S. 45) wurde das Gemeindeamt in Räume des „Deutschen Hauses“ verlegt. Auch die Polizei hatte dort ihre Diensträume und Wohnstuben. Sämtliche von der Verwaltung und Polizei belegten Räume waren leer. Es waren nur die 4 kahlen Wände vorhanden. Die alten Büromöbel langten kaum zur Ausstattung eines Raumes. Es müssten also andere besorgt werden. Aber woher? Zu kaufen gab es keine, und die polnische Zentralverwaltung konnte keine liefern, da sie keine hatte. Da gab es nur einen Ausweg. Die Kaseburger Bevölkerung musste der Lieferant sein.

Durch eine Anordnung des Bürgermeisters hatte jeden Vormittag um 10 Uhr ein Fuhrwerk bei dem „Deutschen Hause“ bereit zu stehen. Wenn es den Herren einfiel, im Dorfe irgend etwas zu besichtigen, wurde dahin gefahren. Es erschien ihnen nicht standesgemäß, im Ort zu Fuß zu gehen. Das Fuhrwerk wurde benutzt, wenn der Weg auch nur kurz war. Selbst wenn kein Weg ins Dorf in Aussicht war, schickten sie das Fuhrwerk nicht nach Hause. Der deutsche Fuhrmann musste mit Pferd und Wagen geduldig bis 16 Uhr warten, mochte es schneien oder regnen oder sonst ganz ungemütliches Wetter sein.

Mit diesem Fuhrwerk fuhren der Bürgermeister und Kommandant nun täglich ins Dorf und suchten sich die Möbel und Einrichtungsgegenstände für die Räume aus. Da die Sachen nichts kosteten, brauchten sie ja nicht bescheiden zu sein. So dauerte es nicht lange und alle Zimmer waren vollständig eingerichtet. Die Fußböden waren mit Teppichen belegt. Schreibtische und Bürospinde standen darin. Sessel dienten als Sitzgelegenheiten. An den Wänden hingen schöne Bilder und große Standuhren zeigten die Zeit an. Gardinen waren nicht vergessen worden und alle Utensilien für die Schreibtische wie Löscher, Locher, Tintengläser, Bleistifte, Federhalter, Federn, Papier, Umschläge u. s. w. waren in genügender Menge vorhanden. Manche Frau, die später im Büro etwas zu erledigen hatte, sah hier die ihr entwendeten Gegenstände wieder. Sie hatte sie sorgsam geschont, jetzt wurden sie achtlos gebraucht.

Die Milizsoldaten wollten gleichfalls nicht in kahlen Zimmern wohnen. Auch sie besorgten sich allerhand Einrichtungsgegenstände. In jeder Stube, 3 Stück waren es, fand man Spiegel, Sanduhren, Gardinen, Bettdecken, Tische, Stühle, Nippsachen, Bettvorleger, Aschenbecher u. s. w. Man muss sagen, dass die Zimmer auf Kosten hiesiger Familien gut und wohnlich eingerichtet waren.

Es war nur schade, dass die Herrlichkeit im „Deutschen Haus“ nicht lange dauerte. Die polnische Regierung belegte etwa Mitte November 1945 den Ort

mit einem Kommandanten und ca. 50 polnischen Soldaten. Das „Deutsche Haus“ war als Kaserne ausesehen. Die Gemeindeverwaltung und polnische Miliz mussten ausziehen. Die Verwaltung zog in das Otto Krüger'sche Haus und die Miliz besetzte das Grundstück des Maschinisten Wilhelm Bieck. Die Besitzer mussten ihre Grundstücke verlassen, durften aber keine Sachen mitnehmen.

Die aus den einzelnen Wohnungen heraus geholten Sachen blieben im „Deutschen Haus“ stehen. In den neu bezogenen Räumen standen nur alte unmoderne Einrichtungen, denn die Besitzer waren alt und fühlten sich wohl zwischen ihrem sauer erworbenen Hausmobiliar. Damit waren jedoch die eingezogenen Polen nicht zufrieden. Nun begann ein abermaliges Neueinrichten der Amts- und Wohnräume. Viele Kaseburger wurden wiederum ihre neueren Möbel los. Mit dem 01.12.1945 trat eine Änderung der polnischen Verwaltung und Polizei ein. Bürgermeister Nowotka wurde nach Wollin versetzt und als Polizei blieben nur 1 Kommandant und 1 Milizsoldat hier. Ein neuer Bürgermeister kam nicht wieder her, sondern nur ein sogenannter Dorfschulze. Die

Bürgermeistergeschäfte verwaltete der Bürgermeister in Pritter mit. Der hiesige Dorfschulze hatte dessen Anordnungen hier bekannt zu machen und deren Befolgung zu überwachen. Seine Wohnung behielt er im Berg'schen Hause. Das bisher als Bürgermeisteramt belegte Briefträger Otto Krüger'sche Haus stand nun leer. Der Eigentümer durfte aber nicht wieder einziehen. Viele der zusammen geholten Möbel blieben stehen. Einige, z. B. die Geldspinde, wurden ins „Deutsche Haus“ geholt. Die Räume dienten als Aufbewahrungsort für Kartoffeln. Dass dadurch die stehen gebliebenen Möbel stark litten und der Holzfußboden faulen musste, kümmerte die Polen nicht. Es war ja nur deutsches Eigentum, welches verkam. Auch das große Bieck'sche Haus blieb von den 2 Polizisten allein bewohnt. Vorher hatten 3 Familien dort Unterkunft gefunden. Auch hier durfte der Besitzer nicht wieder einziehen. Alle geraubten Möbel verblieben den beiden Polizisten.

Ehe ich zu den Plünderungen u. s. w. komme, muss ich einige mehr einschneidende Verordnungen erwähnen:

Der polnische Bürgermeister Nowotka bestimmte, dass die Fährleute keinen Kaseburger übersetzen durften, der nicht eine von ihm ausgestellte Bescheinigung vorzeige. Jeder, der nun nach Swinemünde wollte, musste zunächst zum Bürgermeister und sich eine Reisebescheinigung ausstellen lassen. Diese zu erlangen, war oft gar nicht so leicht. Vor 10 Uhr war der Herr nicht zu sprechen. Hatte er eine gute Nacht gehabt oder hatte sonst keine dringende Arbeit vor, gab er die verlangte Bescheinigung her. Oftmals aber, wenn er übel gelaunt war, ließ er die Bittsteller am nächsten Tag wieder kommen. Er dachte sich aber auch nichts dabei, wenn er am nächsten Vormittag mit dem Fuhrwerk vorher schon ins Dorf fuhr. Die Deutschen konnten ja warten oder wieder kommen. Anfangs verlangte er für eine Bescheinigung 5 Zloty. Da wir aber diese nicht hatten und unser deutsches Geld nicht angenommen wurde, musste er sie ohne Bezahlung verabfolgen. Das dies geschah, ließ erkennen, dass er nicht das Recht besaß, die Bescheinigung zu verweigern, wenn keine Gebühr entrichtet werden konnte. Bei den Russen musste dafür schon 1 RM Fährgeld bezahlt werden. Aber eine Bescheinigung war nicht nötig.

Am schwersten traf diese Einrichtung die Swinemünder. Sie kamen hierher, um sich von Verwandten und Bekannten Milch, Fische und andere Lebensmittel zu holen. So lange dies noch gestattet war, kamen viele aus der Stadt und versorgten sich mit Nahrungsmitteln. Aber als das Abgabeverbot kam und die Reisebescheinigung, wurde es schon schwieriger. Die Fährleute drückten aber so viel wie

möglich die Augen zu. Sie wussten von der Not in der Stadt und wollten den eigenen Landsleuten gerne helfen, so weit es in ihren schwachen Kräften stand.

Wahrscheinlich hatte die Verwaltung davon Wind bekommen und verschärfte die Kontrollen an der Fähre. Es war ihr namentlich darum zu tun, aus Kaseburg keine Lebensmittel heraus zu lassen. In das Wartehaus an der Fähre wurde eine polnische Wache einquartiert. Diese hatte jede Person, die nach außerhalb wollte, zu revidieren. Pakete, Rucksäcke und Handtaschen u. s. w. mit Inhalt durften nur mit hinüber genommen werden, wenn dies auf dem Reiseschein besonders vermerkt war. Wer ohne diese Erlaubnis Waren heimlich hinüber schmuggeln wollte und dabei abgefasst wurde, war die Waren los und musste damit rechnen, etwa 24 Stunden ins Gefängnis zu wandern. Nun konnten die Fährleute keine Hilfe mehr leisten und das Lebensmittelholen der Swinemünder hatte ein Ende. Hin und wieder versuchten es zwar noch einige. Als aber etliche eingesperrt worden waren, hörte es gänzlich auf.

Auch der Verkehr bzw. Aufenthalt der Ortsbewohner auf den Dorfstraßen wurde eingeeengt. So lange hatte jeder auf der Straße sein können wie er wollte. Jetzt wurde bekannt gemacht, dass von 20 Uhr bis 5 Uhr niemand außerhalb der Wohnung sich aufhalten dürfe. Wer durch seine Arbeit oder seinen Beruf gezwungen war, in der angegebenen Zeit sich auf der Straße aufzuhalten, erhielt darüber eine Bescheinigung, wer ohne solche Bescheinigung von der Patrouille abgefasst wurde, erhielt bis zum nächsten Morgen „freies“ Quartier im Arrestlokal. Dann erfolgte ein Verhör. Lag nichts Besonderes vor, erfolgte die Entlassung. War nicht alles klar, dauerte die Haft bis zur vollen Klärung der Lage.

Den Fährbetrieb ließen die Polen anfangs so, wie sie ihn von den Russen übernommen hatten. Mit der Zeit mangelte es an Kohlen. Die Heizung sollte mit Holz versucht werden. Das ging, wenn genügend Holz herangeschafft werden konnte. Zunächst wurden die Beobachtungstürme, welche die Militärverwaltung an der Kaiserfahrt und im Walde errichtet hatte, nieder gerissen und verbrannt. Dann, als das Holz verbraucht war, wurden aus dem Walde die trockenen Stämme, die schon mehrere Jahre hier lagen, da sie von den Holzhändlern nicht abgefahren worden waren, verfeuert.

Nach kurzer Zeit versagte der Dampfkessel den Dienst. Der Dampfer „Fritz“ ist schon alt. Die Kesselrohre waren nicht mehr in Ordnung und mussten neu eingewandet werden. Dazu ist eine Maschine notwendig. Diese ist auf dem Wasserstraßenamt vorhanden. Die Hergabe wurde auch zugesagt. Der „Fritz“ musste nun außer Betrieb gestellt werden. Den ganzen Winter über bis zum 10.03.1946 wurde der Fährbetrieb mit dem Boot aufrecht erhalten. Damit konnten nur Personen befördert werden. Für Fuhrwerke und Autos war die Fähre gesperrt.

Mit dem 11.03.1946 trat der „Fritz“ wieder in Betrieb. Eine Änderung trat insofern ein, als für ein jedesmaliges Übersetzen 5 Zloty Fährgeld bezahlt werden musste. Wir hatten also, wenn wir nach Swinemünde wollten, für die Hin- und Rückfahrt 10 Zloty zu entrichten. Da unser deutsches Geld nicht angenommen wurde, viele auch nichts mehr hatten, war praktisch für uns ein Verlassen des Dorfes unmöglich. Mit einem Boot war die Stadt auch nicht zu erreichen, da alle Nichtfischer ihre Boote abgeben mussten. Wir waren auf unserer Insel Kaseburg Gefangene. Gott sei Dank dauerte dieser Zustand nicht lange.

Der „Fritz“ wurde vom polnischen Militär beschlagnahmt. Er wurde ab 15.03.1946 nur noch zu Fahrten für die Polen benutzt. Die Fahrten gingen nach Stettin oder nach Swinemünde, Pritter oder Laatziger Ablage (Misdroy). Die geraubten Sachen wurden auf diese Weise weiter befördert. Die Besatzung erhielt Lohn, tägl. ½ Brot und Mittagessen.

Als der Dampfer das erste Mal (11.03.) nach Pritter fuhr, hatte die Besatzung die polnische Flagge gehisst. Kaum war das polnische Militär dies gewahr geworden (der Dampfer fuhr von der Fähre ab), kam der Offizier schnell angerannt und befahl: „Im Kanal die Fahne herunter, erst im Strome wird sie gesetzt.“ Hier muss gesagt werden, dass die Swine, Kaiserfahrt, das Haff, also das Wasser, zum Machtbereich der Russen gehörte. Es war ein ganz

komischer Zustand vorhanden. Die Stadt Swinemünde, außer den öffentlichen Gebäuden, war unter der Herrschaft der Polen. Der Hafen, sowie die öffentlichen Gebäude wurden von den Russen verwaltet. Auf die Schifffahrt hatten die Polen keinen Anspruch.

Die Postverbindung mit Swinemünde war amtlich geschlossen. Die Polen beförderten keine Postsachen. In Swinemünde bestand immer noch die deutsche Post unter russischer Aufsicht, obwohl sonst die Stadt von den Polen besetzt war. Die hiesige Postagentin, Frau Unger, wusste sich aber zu

helfen. Der hiesige Arbeiter, Reinhold Hölke, war im städtischen Wasserwerke tätig. Er musste daher täglich nach Swinemünde. Der nahm die hier eingelaufenen Postsachen (Briefe und Karten) mit und brachte die in der Stadt eingegangenen Briefe und Karten für Kaseburg nach hier. So hatten wir durch das freundliche Entgegenkommen der Swinemünder Beamten doch eine Verbindung nach dem übrigen Deutschland.

Durch nicht lautbar gewordene Umstände waren Frau Unger und Hölke uneinig geworden. H. legte seinen freiwillig übernommenen Dienst nieder. Jetzt nahm der Milchwagen, der jeden Morgen die Milch von der Molkerei nach der Fähre bringt, die eingegangene Post mit. Die Milch wurde mit dem Boot nach drüben gebracht. Hier hielt der Molkereibesitzer Wietwald aus Swinemünde mit seinem Fuhrwerk und übernahm die für die Stadt bestimmten Molkereierzeugnisse (Milch, Butter, Quark). Er nahm auch die hiesigen Postsachen mit. Auf dem gleichen Wege – also umgekehrt – gelangten diese dann auch nach hier.

Am 01.02.1946 übernahmen die Polen das Swinemünder Postgebäude. Die deutsche Post wurde nach Ahlbeck (Seebad) verlegt. Damit war unser Dorf abgeschnitten. Ahlbeck hielt zwar einige Zeit die für Kaseburg bestimmten Postsachen ein. Da es aber keine Verbindung nach hier hatte (die Polen lassen amtlich nichts durch), gingen die Briefe mit dem Vermerk „Unbestellbar“ an den Absender zurück.

Auch hier schaffte Frau Unter Abhilfe. Sie ließ sich eine Reisebescheinigung nach Swinemünde ausstellen, ging dann aber über die „schwarze Grenze“ bei Kamminke den weiten Weg über Korswandt nach Ahlbeck. Von hier nahm sie Post mit und holte sie dort ab. Diesen Weg machte sie jede Woche. Mitunter nahmen auch Kaseburger diesen Weg ab. Sie brachten heimlich ihre noch nicht geplünderten Sachen in die russische Zone in Sicherheit und besorgten dann auch die Post mit.

Zeitungen haben wir aber seit der Besetzung durch die Polen nicht erhalten. Empfangsgeräte haben wir nicht in Betrieb. Wir wissen nicht, wie es in der anderen Welt aussieht. Von dem Leben und Treiben der Welt draußen erfahren wir wenig oder nichts, denn der Pole hat uns von dem Weltverkehr abgeschnitten. Wir können mit Storm sagen:

„Kein Klang der aufgeregten Zeit
drang noch in diese Einsamkeit.“

Bei den Russen war der Wille vorhanden, um die Schule wieder einzurichten. Die politischen Zustände hinderten aber die Ausführung dahin gehender Absichten. Unter dem Regime der Polen ist von irgend einer Tätigkeit in bezug auf Eröffnung des Unterrichts nichts zu merken. Einmal ist es bisher geschehen, dass davon geredet wurde. In der Zeit vom 14. – 18.02.1946 fand eine sogenannte Volkszählung statt. In der Bekanntmachung dazu hieß es am Anfang: „In der Republik Polen findet in der Zeit von 14. – 18.02.1946 eine Volkszählung statt“ Hiernach gehören wir zur Republik Polen. In dieser Bekanntmachung war auch bestimmt, dass die Jugendlichen namhaft zu machen sind, die zur Erlernung der polnischen Sprache in Frage kommen. Hiermit wird angedeutet, dass ein Unterricht für diesen Zweck geplant war.

Dem Pastor war erlaubt, den Religionsunterricht aufzunehmen. Darauf hin hielt er wieder seinen Konfirmandenunterricht ab. Er bemühte sich, auch einen

Religionsunterricht einzurichten. Sich selber hielt er wahrscheinlich dazu nicht fähig oder er scheute die Arbeit; denn er suchte Kräfte für diese Sache. Zur Verfügung stellte sich ihm der Schulhelfer Riepekohl-Belling, und als dieser flüchtete, übernahm der inzwischen aus der russischen Gefangenschaft heimgekehrte Lehrer Ulrich Marquardt seine Stelle.

Neben dem Religionsunterricht wurde von beiden auch noch im Rechnen Unterricht erteilt. Es war aber keine tägliche Schule eingerichtet. Auch war der Besuch ein freiwilliger. Bei schlechtem Wetter, Regen oder Schneefall fiel der Unterricht aus. Die Kinder haben kein Schuhzeug mehr. Anfangs war die Beteiligung ziemlich rege. Nach und nach schlummerte das Interesse immer mehr ein und zuletzt verlief diese Geschichte im Sande. Es trat der alte Zustand wieder ein.

Seite 37 wurde berichtet, dass für die Einwohner Holz gekauft worden ist und die Holzzettel wegen Besetzung durch die Polen nicht mehr verteilt werden konnten. Der polnische Bürgermeister wurde darauf aufmerksam gemacht und gebeten, die Zettel zur Verteilung zu bringen, um das verauslagte Geld wieder zurück zu erhalten. Er hat das aber nicht für nötig gehalten.

Für seinen Bedarf ließ er sich einfach aus dem Walde Holz heran fahren. Ebenso machten es alle anderen Polen auch. Fuhrwerk hatten die Pferdebesitzer selbstverständlich unentgeltlich zu stellen.

Die Ortseinwohner wollten im Winter aber auch nicht frieren. Kohlen und Briketts gab es nicht, da alles vom polnischen Militär für sich beschlagnahmt war. Auch zum Kochen mussten sie notwendig Holz haben. Sie machen es den Polen einfach nach. Die Fuhrwerksbesitzer fuhren ihren Bedarf sich heran. Soweit es ihnen möglich war, halfen sie auch den anderen den Wintervorrat zu decken. Die kein Fuhrwerk erhalten konnten, benutzten Karren und Handwagen als Beförderungsmittel.

Sehr band war das von der Forstverwaltung geschlagene und aufgearbeitete Holz aus dem Walde verschwunden. Da ging es an die stehenden trockenen Stämme heran. In Jagen 10, in dem das SLD-Lager eingerichtet war, war der Waldboden aufgespült worden. Die Bäume standen bis 1 m tief im Sande eingespült. Das hatten sie nicht vertragen und waren vertrocknet. Auch diese standen vertrocknet da. Außerdem hatten die feindlichen Fliegerbomben viele Stämme beschädigt. Auch diese standen vertrocknet da. Alle diese Stämme lieferten gutes Brennholz. Jeder nahm, so viel er wollte. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, dass die meisten Leute sich für mehrere Jahre mit Brennholz eingedeckt haben. Ob sie es für sich verbrauchen konnten, ist fraglich. So mancher hat schon alles, sein Hab und Gut im Stich gelassen und ist heimlich geflüchtet. Wenn er einmal wieder kommen sollte, findet er nichts mehr vor, die Polen haben alles verbracht und verschleppt.

Dem Namen nach ist zwar ein Förster im Ort. Es ist ein Flüchtling aus dem Kreise Cammin i. P., ein Förster Engel. Der hiesige Förster Hasse ist beim Russeneinzug schon geflüchtet. Der Förster Engel hat aber nichts zu reden. Er ist nur Laufbursche für die Polen, wenn sie irgend etwas aus dem Walde haben wollen. Sonstige Arbeiten gibt es für ihn im Walde ja nicht. Wollen z. B. die Polen ihr aus dem Walde gestohlenen Holz zerkleinert haben, lassen sie Engel zu sich kommen und beauftragen ihn, Männer zu dieser Arbeit herbei zu schaffen. Als Gegenleistung wird bei ihm dann einmal gelegentlich geplündert.

Mitte November erhielt unser Dorf, wie schon gemeldet, ca. 50 polnische Soldaten als Besatzungstruppe. Die Offiziere beschlagnahmten für sich das Grundstück des Kohlenhändlers Otto Böckler, der wollte nicht räumen und machte geltend, dass bei ihm ein russischer Kapitän wohne. Davon nahmen die Polen aber keine Notiz. Der Kapitän versprach zwar Abhilfe zu schaffen, hat es

aber nicht fertig gebracht. B. musste im Hause alles stehen und liegen lassen, desgleichen musste auch das Schwein und sämtliches Geflügel zurück gelassen werden. Es gelang ihm aber heimlich einige Esswaren und Weckgläser fort zu schaffen. Nach und nach kamen aber immer mehr polnische Offiziere in das Dorf. Jeder wollte für sich wohnen. Daher mussten noch mehrere Häuser geräumt werden. Dies Los traf die Hausbesitzer Max Ziebell, Hedwig Meier (Mieter Friedrich Göpfert) und Emil Appelhagen. Den

Räumenden wurde gestattet, ihre Möbel und sonstigen Sachen mit zu nehmen. Kaum waren die Bewohner ausgezogen, da erschienen die Maler und brachten die Zimmer in Ordnung.

Jeder Offizier hatte die Verwaltung eines Betriebes unter sich. Der eine war direkter Vorgesetzter der Soldaten, der andere hatte den Reiseverkehr zu regeln. Der Dritte war Verwalter der Molkerei und der vierte kontrollierte die einzelnen Wirtschaften. jeder machte sich wichtig, um seine Stellung zu behaupten.

Sie sorgten aber auch dafür, dass sie genügend zu essen hatten. Sie begnügten sich nicht mit ihrem Sold und ihren Lebensmittelrationen als Soldat. jeder suchte sich eine Wirtschaft aus, die genügend Fleisch, Milch, Butter und anderes liefern konnte. Der Besitzer blieb als Arbeitsmann wohnen, hatte aber genau bestimmte Mengen abzuliefern. Herr der Wirtschaft war der Pole. Wöchentlich kam er auf den Hof und kontrollierte genau nach. Dieser Hof konnte für die übrige Bevölkerung nichts liefern. Wenn dies heimlich dennoch geschah, muss es dem Besitzer hoch angerechnet werden; denn wurde er dabei getroffen, hatte er sicher mit Hiebe zu rechnen. Der Besitzer der Böckler'schen Wirtschaft (allgemein der alte Leutnant genannt) wusste seine Schäfchen ins Trockne zu bringen. Ihm gehörten als Eigentum (nach seiner Meinung) das Böckler'sche Grundstück, das Anwesen des Ortsgruppenleiters Johannes Meyer und die Landwirtschaft der Witwe Helene Dröse. Im ersteren will er eine Gärtnerei anlegen. Von der Schwandt'schen Gärtnerei lässt er schwarze Erde heran fahren und der Stellmachermeister Wille muss Frühbeetfenster anfertigen. Im Meyer'schen Hause hat er schon eine Innenwand entfernt, um die Räume besser nutzen zu können. Alle diese Arbeiten kosten ihm nichts; denn keine Hilfskraft erhält Bezahlung.

Im Dezember 1945 erhielt unser Dorf neue Einquartierung. Es erschienen plötzlich einzelne polnische Frauen. Sie wurden bei Landwirten untergebracht.

Diesen wurde ans Herz gelegt, sie gut zu pflegen, denn sie sollen sich hier erholen. Ihrer Aussage nach kamen sie aus Stettin. Dort gab es schon lange wenig zu essen und sollten sie hier wieder satt werden.

Bald kamen auch Männer. Es hieß, das seien verwundete polnische Soldaten gewesen und kämen nun hierher zur Erholung. Die Unterbringung erfolgte gleichfalls in Wirtschaften.

Wahrscheinlich war dies aber eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, denn ab Januar 1946 bis heute kommen laufend neue Zivilpolen. Die Wahrheit erscheint mir folgendes zu sein. Stettin kann die Polen nicht ernähren. Es müssen daher so viele wie möglich auf die Dörfer abgeschoben werden. So geschah es dann auch. Augenblicklich sind hier eine große Anzahl dieser Polen einquartiert. Sämtliche landwirtschaftlichen Betriebe und die Häuser, in denen Kühe vorhanden sind, sind belegt. Dies genügte aber nicht. Man quartierte auch Zivil-

polen bei Familien ein, die kein Vieh haben und selber kaum für sich zu leben hatten. Sie hatten ein Zimmer zu räumen, für Schlafgelegenheit zu sorgen und von ihren wenigen Lebensmitteln noch abzugeben. Einwendungen wurden nicht angenommen. Alle Häuser, die mit Polen belegt waren, sind durch polnische Fahnen gekennzeichnet. Eine solche Fahne ist an den meisten Häusern.

Diese Neuhinzugekommenen kamen hier sehr notdürftig gekleidet an. Bei den meisten war die Kleidung sehr abgetragen, häufig sogar zerrissen. Das Schuhwerk war nicht besser. Das Gesicht zeigte deutlich die Spuren mangelhafter Nahrung. Aber trotzdem traten sie sogleich als die Herren auf. Sie verlangten nur, ein Bitten kam gar nicht in Frage.

Bald verschwand die kümmerliche Kleidung. Die Einheimischen hatten alles liefern müssen: Unterwäsche, Hosen, Westen, Jacketts, Kleider, Blusen u. s. w. Die Lieferung war nicht freiwillig erfolgt; die Zugezogenen hatten sich alles einfach genommen. Was ihr Wirt nicht hatte, fanden sie in anderen Häusern.

Sie begnügten sich aber nicht nur mit der Kleidung. Was ihnen gefiel, wurde mitgenommen und zu Geld gemacht, daran fehlte es ihnen auch.

Die Menschen sind in ihrer Gesinnung aber nicht gleich. Einige sind gutmütig und fühlen mit ihren Mitmenschen Freude und Schmerz mit. Andere wieder gehen gefühllos an dem Unglück ihrer Mitbrüder und –schwestern vorüber, ja, sie können ihre Schadenfreude an deren Missgeschick kaum verbergen.

Diese Erfahrung machten wir bei den zugezogenen Zivilpolen auch hier. Die mitfühlenden Polen traten bescheiden auf, nahmen nichts gewalttätig, sondern baten um das Notwendigste. Bei ihnen dauerte es auch längere Zeit, ehe sie einigermaßen gekleidet waren. Sie waren mit dem Essen zufrieden, das ihnen geboten wurde und aßen mit den Deutschen an einem Tisch. Leider waren von diesen Gutmütigen aber nur wenige vorhanden.

Die Mehrzahl war herrisch und gefühllos. Sie betrachteten das Grundstück, das ihnen Aufnahme gewährte, als ihr Eigentum. Sie sagten einfach zum Besitzer: „Mein Haus.“ Ebenso betrachteten sie alles, was sich im Hause befand, als ihr Eigentum. Wenn sie nach Stettin oder Swinemünde auf einige Tage verreisten, beauftragten sie diesen: „Passen Sie gut auf meine Sachen auf, damit nichts weg kommt.“ Mit diesen Sachen meinten sie die Möbel, Kücheneinrichtungen und Wäsche u. s. w., also alles, das eigentlich dem Hausbesitzer gehört. Einige waren noch frecher. Sie gingen mit dem Hauswirt durch alle Zimmern und Kammern und schrieben alles auf, was sich darin befand. Der Inhalt der Spinde, Kommoden, Truhen und Kisten wurde nicht vergessen. Das etwa vorhandene Vieh und Geflügel wurde mit aufgeführt. Sie legten ein genaues Inventar-Verzeichnis an. Wehe, wenn später etwas fehlte.

Einige ganz markante Beispiele, die die Schlechtigkeit einiger Zivilpolen deutlich zeigen, will ich hier anführen.

Bei dem Landwirt Max Wellnitz ist einer in Pflege gegeben. Er will im Kriege am Kopf verwundet worden sein und hat wahrscheinlich, wie sein ganzes Benehmen zeigt, davon etwas zurück behalten. Er selber sagt von sich: „Ich bin öfter etwas verrückt.“ Sein Quartiergeber und seine Frau müssen unter seinen Anfällen viel leiden. So macht er sich häufig z. B. ein Flugzeug aus Papier wie es die Kinder sich herstellen. Daran befestigt er Zwirnsfäden. An den freien Enden werden Eier gebunden. Wellnitz muss sich lang auf die Erde legen, dann lässt der Pole das Flugzeug über den Kopf des W. langsam hin und her pendeln. Befindet es sich über dem Kopf des W., schneidet er die Fäden durch, dass die Eier aus beträchtlicher Höhe herab fallen. Er freut sich ganz mächtig, wenn die herab fallenden Eier dessen Kopf treffen oder in dessen Nähe auf dem Erdboden zerplatzen. W. ist dann zur großen Freude des Spielenden von dem Eiinhalt über und über überzogen. Dabei darf er aber keine böse Miene machen, sonst setzt es – Hiebe! Damit ist der Pole recht häufig zur Hand.

Frau Wellnitz erhielt eines Tages ohne Ursache ein Stück Holz an den Kopf geworfen, dass sie betäubt auf den Boden nieder stürzte. Aus Mutwillen hatte Fr. W. dem Polen als Zielscheibe gedient.

Dem Nachbarn, Bäckermeister Franz Zaepernick, stiehlt er zum Vergnügen sehr häufig Holz, obwohl Wellnitz durchaus keinen Mangel daran hat.

Weiter hat der Pole den Zaepernick'schen Eheleuten fast alles entwendet, was sie an Wäsche- und Kleidungsstücken besaßen.

Der Eigentümer Richard Brell besitzt 2 Häuser, ein größeres, in dem er mit seiner verheirateten Tochter wohnt, und ein kleineres, in welchem nur 1 Stube und 1 Küche ist. Dieses war immer vermietet. Die letzte Mieterin ist geflüchtet. B. erhielt auch einen Zivilpolen als Gast, da er eine Kuh besitzt und nach der Meinung der Polen diesen daher gut pflegen kann.

Der Zivilpole drehte den Spieß aber um. Er trieb den Vater und die Tochter aus dem großen Hause heraus. Sie mussten in dem kleinen Haus wohnen. Irgend welche Sachen durften sie nicht mitnehmen, auch keine Lebensmittel. Sie müssen mit dem Essen vorlieb nehmen, dass er ihnen in die kleine Wohnung hinüber schickt. Irgend etwas zuzukaufen, ist ihnen unmöglich, da es ihnen am polnischen Gelde fehlt.

Der Bäckermeister Wilhelm Matz, Kuhhalter, musste auch einen Zivilpolen aufnehmen. Die Familie Matz (Ehepaar und mehrere Kinder und Großmutter) müssen in den engen Räumen des Erkers wohnen, während der Pole alle Räume unten benutzt. Dazu auch noch den ehemaligen Laden. M. betrieb neben der Bäckerei noch ein Kaufmannsgeschäft. Reinhalten muss Frau Matz die ganze Wohnung. Alles was im Hause ist, betrachtet der Pole als sein Eigentum, ebenso sämtliches Vieh. Sogar über die Menschen schaltet und waltet er nach Belieben. So bestimmt er z. B. wann sie schlafen sollen. Eines Tages fiel ihm ein, dass sie in der Nacht den Schlaf nicht nötig hätten. er bestimmte daher, dass sie am nächsten Morgen um 6 Uhr erst schlafen dürften. Damit sie bis dahin aber auch wirklich keinen Schlaf erhielten, sperrte er alle, klein und groß, in die kleine Mehlkammer ein. Zur festgesetzten Zeit kamen sie aus diesem Gefängnis erst heraus.

Eines morgens zählte er die Hühner auf dem Hofe nach und siehe, eines fehlte. Ohne zu fragen und einmal in den Ställen und Schuppen danach zu suchen, nahm er ohne weiteres an, dass Matz das Huhn geschlachtet hat und für sich verbraucht habe. Das war aber nicht der Fall und bestritt M. es ab. Daran kehrte sich der Pole aber nicht, sondern blieb bei seiner Meinung und prügelte M. gewaltig durch. Nach einiger Zeit war das vermisste Huhn aber doch wieder da. M. sagte das dem Polen, der achtete weiter gar nicht darauf, sondern sagte nur: „Gut!“ ohne ihn anzusehen. An irgend eine Entschuldigung über sein ungerechtes Verhalten dachte er gar nicht. Es war ja nur ein Deutscher, der Prügel erhalten hatte.

Der Landwirt Emil Schröder ist der Besitzer eines kleinen Häuschens. Darin sind nur 2 kleine Stuben und eine kleine Küche. Da er aber 2 Kühe hält, bekam er zur pflege eine Zivilperson zugewiesen. Als dieser bei ihm erschien und ihm das mitteilte, sagte Schröder: „Dann muss ich mir bei einem Nachbarn Schlafgelegenheit suchen.“ Für diese, gar nicht böswilligen Worte prügelte der Pole ihn durch.

Dies sind einige Beispiele, die das herrenmäßige Auftreten der Zivilpolen zeigen und im Orte kein Geheimnis sind. Wie viele schändliche Handlungen mögen aber vollbracht worden sein, die nicht bekannt geworden sind und die der Betreffende aus bestimmten Gründen verschweigt. Auch muss man es als ein Wunder ansehen, dass bisher niemand sich gegen die Bedrücker trotz des innerlichen, gewaltigen Zornes zur Gegenwehr oder zu Handlungen hinreißen ließ, die einer solchen gleichgesetzt werden konnten. Man ballte die Faust in der Tasche, vermied aber Taten, die eine fürchterliche Rache der Polen für alle hiesigen Deutschen nach sich gezogen hätte. Angst haben die Polen wegen ihres unerhörten Auftretens gegen uns; denn keiner wagt sich abends ohne Waffe aus dem Hause und wenn es auch nur nach dem Klosett geht.

Die Absicht der Polen war, noch mehr Zivilpolen nach hier zu ziehen. Dazu mussten aber Quartiere frei gemacht werden. Das war nach ihrer Meinung ganz einfach dadurch möglich, dass man hier wohnende Familien auswies. Zunächst dachten sie dabei an die zugezogenen Flüchtlinge. Diese waren meistens aus dem Osten und schon einmal vor den Polen geflohen. Hier waren sie von ihnen überrascht worden. Dann sollten aber auch hiesige Familien ausgewiesen werden, deren Häuser oder Wirtschaften ihnen gefielen. Soweit mir bekannt geworden, gehörten dazu: Fleischermeister Paul Zastrow, Landwirt Max Wellnitz, Maschinist Wilhelm Bieck und ich.

Als Tag der Ausweisung war der 1. Februar 1946 von den Polen angesetzt worden. Die Papiere waren alle fertig und die Personen waren schon bestellt,

die in der Nacht vom 31.1. auf den 1.2. den Betroffenen die Ausweisung zu überbringen hatten. Die Gemeinheit ging also so weit, dass man die dunkle Nacht dazu benutzte. Wie später bekannt wurde, sollte den Ausgewiesenen nur ganz kurze Zeit zum Packen ihrer Habe gelassen werden. Wir hätten dann an dem eigenen Schicksal erfahren, was wir den Ostflüchtlingen nur schwer geglaubt haben. Wir meinten immer, sie hätten übertrieben.

Die vorhandene Absicht konnte von den Polen aber nicht in die Tat umgesetzt werden. Von ihrer Zentrale für die hiesigen Bezirk Misdroy wurden sie in der vorgenannten Nacht zur Rückgängigmachung ihrer Anordnungen veranlasst. Warum?

Die polnische Verwaltung hatte auch in den anderen Dörfern der Insel Wollin die selben Maßnahmen getroffen, nur etwas früher als bei uns. Die Ausgewiesenen aus diesen Orten strömten nun alle nach Swinemünde, also nach dem Westen, denn nach dem Osten konnten und durften sie nicht. Und nun geschah das Wunderbare, an das die Polen in ihrer Vermessenheit wohl selber nicht gedacht hatten, die Russen ließen die Flüchtlingen nicht über die Ostswiner Fähre, sondern schickten sie wieder zurück. Die Polen mussten sie alle wieder aufnehmen. Es ist auch sicher anzunehmen, dass die Russen den Polen deutlich gemacht haben, in Zukunft solche Dinge zu unterlassen.

Nur so ist es zu verstehen, dass bisher alles in seiner Heimat bleiben konnte. In ihrer Weise rächten sie sich dadurch, dass sie den Deutschen keine Lebensmittel gaben. Im Gegenteil, sie nahmen ihnen diese noch weg, weil sie selber sehr wenig haben. Dies ist neben dem eingangs erwähnten Grunde eine Veranlassung mit, eine teilweise Ausweisung anzuordnen.

Nun komme ich zu der Angelegenheit, die der hiesigen Bevölkerung den größten Kummer und das bitterste Leid zufügte, nämlich zu den Plünderungen. Wenn so etwas während des Krieges von den durchziehenden Soldaten

vorgenommen würde, könnte man es verstehen, denn denen fehlt es an manchem, das sie notwendig benötigen. Aber wenn solche Handlungen von Besatzungstruppen und ihren Landsleuten in Zivil unternommen werden, dann kann man es nur als allgemeinen Raub bezeichnen. Man fühlt sich in die Zeit des 30-jährigen Krieges zurück versetzt. Es fehlt nur noch, dass die Plünderer die damals vorgekommenen schweren und grausamen Misshandlungen vorgenommen hätten und Mord und Totschlag an der Tagesordnung gewesen wären, dann wäre der Zustand derselbe gewesen. An einzelnen Misshandlungen und an der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen hat es allerdings nicht gemangelt. Die Hauptschuldigen hierin waren die Zivilpolen.

Wir wollen nun zuerst die Frage beantworten:

„Wer hat geplündert?“

Die Antwort lautet: „Die Offiziere, die Soldaten, die Polizei und die Zivilpolen.“

Den Anfang machten, wie schon vorher geschildert, der Bürgermeister Nowotka und der Kommandant, indem sie sich die Ausstattung ihrer Räume zusammen holten. Davon hatten sie aber nicht genug. Sie nahmen später allerhand Sachen und Gegenstände, die sie augenblicklich gar nicht benötigten, aber später gut zu Geld machen konnten. Die weiter unten aufgeführten Gegenstände sind in Polen überaus knapp und werden dort teuer bezahlt. Es wurde also nicht geplündert, um den eigenen augenblicklichen vorhandenen Bedarf an irgend einem fehlenden Gebrauchsgegenstand zu decken, sondern um später davon einen großen Gewinn zu erzielen.

Dieser Grundsatz gilt für alle oben angeführten Gruppen der Plünderer.

Die Offiziere sorgten zuerst für die gründliche und reichliche Ausstattung der von ihnen bewohnten Räume. Die schon vorhandenen Möbel u. s. w., die ihren

Ansprüchen nicht genügten, wurden einfach hinaus geworfen und in den Häusern bessere ausgesucht und heran gefahren. Waren die Räume nach ihrem Geschmack eingerichtet, gaben sie sich damit jedoch nicht zufrieden. Jetzt wurde für die eigene Tasche gesorgt. Später wollte man doch genügend

Kapital besitzen. Darum wurde zusammen geholt, was beim Verkauf guten Erlös versprach. Auf dem Boden des von ihnen bewohnten Hauses oder in einem besonderen Zimmer wurde alles aufgestapelt.

In gleicher Weise handelten die Soldaten. Nur fiel bei ihnen die große Aufstapelung fort. Sie mussten sich mit Koffern begnügen. Ihre Sorge ging dahin, bis zu Beginn ihres Urlaubs mehrere Koffer gefüllt zu haben, um sie dann mitzunehmen. Nur mit ihrem Tornister waren sie s. Zt. hier angekommen, mit nicht einwandfreien Schuhen oder Stiefeln und abgetragenen Uniformen. Mit schweren Koffern, neuer Fußbekleidung und Uniform fuhren sie in Urlaub. Manche kamen vom Urlaub nicht zurück, denn sie waren in eine andere Gegend versetzt worden. Ihre Ablösung machte es ihnen nach. Das Plündern begann wieder. So blieb es dauernd bei.

Einige von diesen einfachen Leuten hatten noch etwas Ehrgefühl in sich und nahmen nur, was sie notwendig gebrauchten. Allem Anschein nach wurden sie von ihrem Truppenteil mit Kleidung und Unterzeug schlecht versehen. Sie nahmen hiervon, was sie benötigten. Von diesen hörte man: „Das Dorf muss sehr reich gewesen sein, da sie bei den einfachen Leuten, den Arbeitern, so gute Einrichtungen und Sachen gefunden hätten. Bei ihnen in Polen gäbe es so etwas nicht!“ Als wir ihnen dann sagten, dass der Arbeiter gut verdient habe, nichts unnütz ausgabe, sondern nur auf die Anschaffung guter Kleidung und Möbel bedacht gewesen sei, schüttelten sie mit dem Kopfe und meinten nur: „Bei uns nicht so.“

Ein eigenartiges Bild gewährt die polnische Polizei. Nach unserer Auffassung ist die Polizei zum Schutze des Publikums da. In dieser Meinung wurden wir auch

bestärkt durch die Bekanntmachung derselben. Darin hieß es, dass das Plündern streng verboten sei und mit dem Tode bestraft werde. Wenn irgendwo geplündert würde, wäre dies sofort zu melden, damit Abhilfe geschaffen werden könne.

Aber die Tatsachen waren ja ganz anders. Die Polizei plünderte selber. Sie gingen in die Häuser, durchsuchten alles, nahmen mit, was ihnen gefiel, und schlugen sogar die Leute, die es sich nicht einfach gefallen lassen wollten. Es kam vor, dass in einem Zimmer im oberen Stockwerk Sachen und Kleidungs-

stücke waren, die sie gerne gehabt hätten. Mitnehmen konnten sie es nicht, da es zu viel war. Sie wussten sich aber zu helfen. Es blieb alles unberührt und sie taten so, als hätten sie kein Interesse an den Dingen. Die Eigentümer waren natürlich hochofrend. Aber das dicke Ende kam nach.

Am nächsten Tage erschien ein pole und suchte ein Zimmer. Gerade das oben erwähnte gefiel ihm und er sagte den Leuten, dass das Zimmer seins wäre und er forderte die Schlüssel. Als die Besitzer nun ihre Sachen, wie Kleider, Anzüge u. s. w. nach unten bringen wollten, bedeutete er ihnen, dass alles hängen bleiben müsse, er nähme nichts. Er schlief sogar die Nacht dort. Am anderen Morgen schloss er das Zimmer ab, ging fort und nahm den Schlüssel mit. Dann ließ er sich einige Tage nicht sehen, kam dann wieder zum Schlafen und ging morgens wieder ab. Niemals trug er etwas fort. So fühlten sich die Leute sicher, denn er nahm ja nichts mit. So ging es etliche Male. Dann aber kam er wieder. Was war geschehen? Des Nachts, wenn alles schlief, hatte er die Sachen aus dem Fenster geworfen und fort geschafft. Als alles leer war, blieb er auch weg.

Nach einiger Zeit holte die Polizei auch die Schlafzimmereinrichtung aus diesem Hause.

So plünderte die Polizei in sehr vielen Häusern. Es war selbstverständlich, dass sich niemand beschwerte, denn wenn der, der zum Schutze des Eigentums eingesetzt ist, sich selber an fremdem Gut vergreift, kann kein Zutrauen zu ihm vorhanden sein.

Die Zivilpolen kamen nackt und bloß hier an. Die Kleidung war abgetragen, teilweise sogar entzwei. Das Schuhzeug war in der selben Verfassung. Es dauerte aber nur kurze Zeit, da trugen sie nur noch neue Kleidung. Vom Kopf bis zum Fuße war alles elegant und schneidig. Joppen, Mäntel und sogar Regenmäntel waren nun ihr Eigentum geworden. Sie hatten die Wohnungen gründlich nachgesehen und noch viele Verstecke gefunden, die ihre Vorgänger übersehen hatten. Wenn ihnen gesagt wurde, dass erst kürzlich das Letzte fort geholt worden sei, erklärten sie lächelnd, dass sie doch noch was finden würden. Und so war es dann auch. Was andere nicht nahmen, da es für sie nicht wertvoll war, suchte solche Sachen gerade der neue Plünderer. So nahm jeder etwas und die Zimmer und Schränke wurden immer leerer.

Dünkten dem Zivilpolen die Möbel seines Quartiers nicht gut genug, machte er sich auf die Suche nach besseren. Fand er in irgend einer Wohnung solche nach seinem Geschmack, holte er ein Fuhrwerk und ließ sie nach seiner Wohnung bringen.

Es kam sogar vor, dass er die aus seiner Wohnung einfach mit den ihm zusagenden Möbeln vertauschte. Dies waren alles selbstverständliche Sachen und irgend welche Rücksichten auf die beteiligten Deutschen wurde nicht genommen.

Wir hörten, wer raubte und plünderte. Jetzt wollen wir darüber berichten, was alles aus den Häusern heraus geholt wurde.

Wir könnten dies mit dem einen Wort „a l l e s“ umreißen. Die Polen konnten eben „alles“ gebrauchen. Bei den kleinsten Gegenständen angefangen: Nähnadeln, Kamm und Schuhwichse bis zu den wertvollen Schlaf- und Herrenzimmern, alles war für sie brauchbar. Doch wenn wir die Plünderung genau betrachten, ist eine gewisse Reihenfolge nicht zu verkennen.

Zuerst kamen ganze Zimmereinrichtungen, wie Schlaf- und Herrenzimmer heran. Die Betten wurden meistens auch mitgenommen. Die Teppiche, gute Bilder und Spiegel wurden nicht vergessen. Was an Männer- und Frauenkleidungen vorgefunden wurde, ließen sie selbstverständlich nicht zurück. Sehr scharf waren die Polen auf warmes Männer- und Damenunterzeug, leinene Herren- und Damenhemden für den Taggebrauch, namentlich Oberhemden, dann Schlafanzüge, Bettbezüge, Küchen- und Stubenhandtücher, Bettlaken, Herren- und Damenstrümpfe, namentlich wollene Herrenstrümpfe, Wolle, Zwirn und Fußbekleidung für Damen und Herren waren sehr begehrte Artikel.

Dann suchte man wieder vorzugsweise Radios, Schreibmaschinen, photographische Apparate, Räder oder Teile davon, Kristallsachen, Ess-, Kaffee- und Teeservice, Bier-, Wein- und Likörgläser.

War von diesen Gegenständen genug vorhanden, ging es auf die Suche nach Lebensmitteln. Dies geschah nun nicht so, dass man uns einfach die von uns mühselig zusammen geholten Kartoffeln und Getreidevorräte wegnahm. Davon wurde nichts genommen. Aber die eingeweckten oder eingemachten Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren, Spargel, Mohrrüben, Erbsen, Bohnen u. s. w. verschwanden. Bei den Obstsorten fragten sie gewöhnlich, ob sie mit oder ohne Zucker eingemacht seien. Sagte man ihnen, dass Zucker nicht verwendet worden sei, probierten sie ein Glas. War es sauer, blieb der Vorrat häufig stehen; denn Zucker war auch den Polen knapp. Sehr scharf waren sie auf die aus dem SLD-Lager geholten Konserven und übrigen dauerhaft gemachten

Lebensmittel. Auch die daraus genommenen Mehl-, Zucker- und Fettvorräte waren gesuchte Waren. Graupen, Grütze, Nudeln, Erbsen, Bohnen aus dem Lager wurden restlos mitgenommen, ebenso die etwa gefundenen Flaschen mit Wein, Schnaps oder Essig.

Wenn wir ehrlich sein wollen, kann man zu der Wegnahme von den

Lebensmitteln, die aus dem SLD-Lager stammten nichts sagen; denn den Hauptanteil hatten die Fuhrwerksbesitzer geholt. Bei ihnen haben die Polen vielfach zentnerweise Mehl, Zucker, Salz, Sirup, Konserven und andere Sachen gefunden. Wenn aber hiesige Leute fragten oder um Kleinigkeiten baten, hatten sie nichts übrig sondern klagten und stöhnten über eigenen Mangel an diesen Sachen. Bei einem wurde so viel gefunden, dass er aus Angst vor Prügel heimlich verschwand und alles im Stich ließ.

Wenn wir vorstehend die Plünderungsgüter in einer gewissen Reihenfolge nannten, muss nicht angenommen werden, dass dann nichts anderes genommen wurde. Sondern, das waren nur die zu gewissen Zeiten vorzugsweise gesuchten Sachen, andere Gegenstände, die ihnen zusagten, wurden gleichfalls gestohlen.

Nun wollen wir die Frage beantworten: „Wo haben die Polen alles gefunden?“

Wir haben schon berichtet, dass vor dem Eintreffen der Russen die Wäsche, Kleidungsstücke u. s. w. vergraben wurden. In der Erde konnten die Sachen aber nicht monatelang bleiben, da der Erdboden hier zu feucht ist. Es mussten andere Verstecke gefunden werden. Diese mochten noch so klüglich ausge-sucht sein, sie wurden doch entdeckt.

Zunächst wurden die Behälter in den Zimmern und Kammern durchsucht. Nichts blieb ungeöffnet, selbst die kleinste Schachtel nicht. In und unter den Betten, in den Öfen, in den Sofas, unter den Kommoden und Spinden, hinter den Spiegeln wurde gründlich nachgesehen. Dann kamen die Hausböden und Keller an die Reihe. Als in den Häusern jede Ecke und jeder Winkel durchsucht waren, ging die Sucherei in den Scheunen und Ställen los. In und unter dem Heu und Stroh wurde nachgeforscht. In den Ställen wurde das aufgestapelte Holz durchgewühlt.

Als in den Gebäuden kein undurchsuchter Raum mehr vorhanden war, ging es an die Untersuchung der Höfe und Gärten. Der Erdboden wurde mit spitzen Eisenstäben schrittweise abgepiekt. Die etwa vorhandenen Holzmieten und Heuhaufen mussten die Besitzer abtragen und an anderer Stelle wieder aufsetzen. Wo die Haufen gestanden hatten, durchforschte der Pole genau den Erdboden.

Mit genauer Peinlichkeit und größter Geduld durchstöberten sie die in der Nähe des Dorfes liegenden Äcker und Wiesen. Scharf durchsucht wurden hier die noch vorhandenen Dünen und sonstige Erhöhungen. Der Wall längs des Haffes, der Mühlenberg, die Dünen im Walde wurden durchsucht.

Es ist zu verstehen, dass bei dieser gründlichen und genauen Durchsuchung des Dorfes und seiner Umgebung kein Versteck unaufgefunden blieb. Wir wunderten uns selber, wenn die Polen immer mit voll beladenen Wagen ankamen. Es kann als sicher angenommen werden, dass wir Deutschen den Erfolg nicht gehabt hätten; da uns wahrscheinlich die Geduld und Ausdauer würden gefehlt haben.

Ein für uns Deutsche unglücklicher, für die Polen aber vortrefflich passender Umstand kam letzteren bei ihrem Unternehmen zugute. Es war ein milder und schneearmer Winter. Sonst war der Erdboden ziemlich tief hart gefroren und fußhoch mit Schnee bedeckt. In diesem Jahre blieb er durchlässig und ohne eine hohe Schneedecke. So war es den Polen möglich, ununterbrochen ihrem für sie vorteilhaften Werke nachzugehen.

Sie begnügten sich mit dem bisherigen Erfolge aber nicht. Der ganze Wald wurde systematisch abgesucht. Abteilungen der Soldaten durchkämmten ihn. Das gleiche wurde in den Abfindungen vorgenommen.

Als nach der Meinung der Polen draußen nichts zu holen war, fing man in den Häusern, Scheunen und Stallungen wieder an. Vielfach rissen sie nun die Fußböden auf. Jetzt wurde Haus für Haus durchsucht. Unter allerhand Vorwänden versuchten sie das mehrmalige Durchsuchen zu bemänteln.

Einmal hieß es, wir wollen nur Radios suchen, dabei nahmen sie aber, was vorher geblieben war. Als einige fragten, ob in den kleinen Schachteln auch Radios wären, wurden sie ganz verlegen und stellten anfangs die Schachteln fort. Aber die Versuchung war doch groß. Es könnte in einer Schachtel etwas sein, das zu gebrauchen wäre. Sie durchsuchten alles weiter.

Ein anderes Mal lautete es: „Hier noch ein Rad oder eine Pistole.“ Dann wieder fragten sie: „Ein Mann oder eine Frau hat gesagt, hier noch ein Rad.“ Das waren, wie gesagt, nur Vorwände, um einer nochmaligen Durchsuchung den Schein des Rechts zu geben. So kam es häufig vor, dass heute Soldaten nachsahen, morgen kamen zu dem gleichen Zweck Polizeiangehörige und am anderen Tage erschienen Zivilpolen. Jeder nahm etwas mit.

Als zuletzt aber nur wenig oder gar nichts brauchbares mehr zu finden war, fiel ihnen ein anderer Trick ein. Sie machten bekannt, dass alles, was außer des Hauses, also im Stall, Garten, in der Scheune gefunden werde, wird restlos beschlagnahmt. Alles im Hause dagegen sei sicher. Die Ställe wurden nachts heimlich aufgebrochen und durchsucht.

Hierdurch glaubten sie zu erreichen, dass die Besitzer die etwa noch nicht aufgestöberten Sachen aus den Verstecken hervor holen und in die Spinde tun würden. Sie durften dann nur kommen und forttragen. Das mühevollen Nachsuchen ihrerseits wäre dann nicht mehr nötig.

Niemand ließ sich aber betören. Die noch nicht gefundenen Sachen blieben in ihrer Verborgenheit.

Geschah es nun aber doch, dass wider Erwarten etwas ans Tageslicht befördert wurde, war es für den Besitzer verloren.

Manche Finder waren froh, noch etwas für sich zu haben und ließen den Eigentümer in Ruhe. Andere gebärdeten sich wie wild, faselten von Übertretung der Polizeianordnung und verprügelten die Besitzer der gefundenen Sachen.

Die Ortsbewohner ließen sich aber nicht einschüchtern. Sehr viele brachten ihre bisher geretteten Habseligkeiten heimlich nach Kamminke. In den finsternen Nächten brachten sie im Rucksack oder Karton ihre Sachen auf dem beschwer-

lichen Wege am Haff entlang dort in Sicherheit. Andere benutzten zur Rettung ihres letzten Gutes den Wasserweg und ruderten mit dem Boote durch die Kaiserfahrt und das Haff nach Kamminke. War alles dort, blieben sie selbst auch dort. Die Hälfte der nach dem Einzuge der Polen in dem Dorfe

verbliebenen Einwohner hat in diesem Nachbardorfe seinen vorläufigen Wohnsitz aufgeschlagen. Unter dem Regiment der Russen leben sie ruhiger, sind keinen Plünderungen unterworfen und erhalten Lebensmittel. Der Weg wurde so oft zurück gelegt, bis das Hauptsächliche dort war. Die Polen haben Kenntnis davon, sind aber zur Verhinderung dieser Angelegenheit, etwas zu tun, nicht imstande. nach den geflüchteten Menschen fragen sie nichts nach, nur um die ihnen entgangenen Werte tragen sie Leid.

Um die letzten Wäschestücke, Anzüge u. s. w., vor allen Dingen aber, um den hiesigen Einwohnern auch noch das Geld abzunehmen, eröffneten die Polen einen Kaufmannsladen. Die Bäckerei von Zaudtke übernahm auch ein Pole. Zaudtke und sein Sohn hatten die Arbeiten zu verrichten, den Verkauf der Backwaren besorgte der Pole. Deutsches Geld wurde nicht angenommen. Als Zahlungsmittel galten Zloty und alliirtes Geld. 1 Zloty wurde 2 alliirte Mark gerechnet. Wer nun solch Geld nicht hatte, konnte nichts kaufen. Da gab es nur einen Ausweg. Er musste Zeug oder Wertgegenstände gegen Brot eintauschen.

Der Kaufmannsladen wurde in dem Geschäft des früheren Kaufmannes und Gastwirthes Karl Zaernick errichtet. Der Pole benutzte alle Räumlichkeiten im

Erdgeschoss. Z. mit seinen beiden Töchtern und einer Nichte, musste oben mit 2 kleinen Zimmern vorlieb nehmen. Die älteste Tochter, Dora, hatte den Laden und die Zimmer der Polen zu säubern und etwaige Gänge zu besorgen.

Zu kaufen gab es z. B. folgende Waren:

Brot, Mehl, Salz, Seife, Bonbons, Butter, Streichhölzer, Zigaretten, Lichte u. s. w.

Die Preise waren folgende:

1 Weizenbrot	:	30 Zloty oder 3 Eier, ab Ende März 4 Eier
1 Roggenbrot	:	25 Zloty oder 2 Eier " " " 3 "
1 kg Salz	:	50 Zloty
1 Zigarette	:	4 Zloty
5 einf. Bonbons	:	10 Zloty 1 Zloty = 2 alliirte Mark
1 kg Mehl	:	100 Zloty
1 kg Zucker	:	240 Zloty
1 Schachtel Streichhölzer	:	5 Zloty

10 g gemahlener Kaffee: 30 Zloty (nur in Swinemünde zu haben)

Schnaps

Der polnische Kaufmann gab Waren nur bei Zahlung von Zloty oder alliierterem Gelde ab. Wer dies nicht besaß, musste versuchen, in Swinemünde deutsches Geld gegen alliiertes einzuwechseln. Bei dem Einwechseln wurde der Deutsche gleichfalls betrogen. Er erhielt für 100 RM höchstens 60 Mark alliiertes Geld. Im Westen sollen, wie Zurückgekehrte berichten, beide Geldsorten in gleichem Kurse stehen.

In der Benutzung dieser beiden polnischen Geschäfte zeigten die Bewohner eine große Zurückhaltung. Außer Brot wurde fast nichts gekauft. Wenn es irgend möglich war, wurde dies gegen Eier vertauscht. Wäsche und Kleidungs-

stücke kamen selten dahin; denn der Pole rechnete diese Sachen nur wenig an. Er wollte zu viel verdienen. So gab er z. B. für 2 große, noch ungebrauchte leinene Tischtücher, 2 Leinenlaken und 1 leinene bunte Tischdecke, beide Teile

ebenfalls noch unbenutzt, 2 Brote und etwa 200 gr Salz. Der betreffende Deutsche erhielt beim Eintausch nur 1 Brot und das Salz. Einige Tage später gab der Pole freiwillig 1 Brot nach. Es war ihm doch wohl selber zu wenig gewesen.

Die Bewohner, die noch Wäsche und dergl. vor dem Zugriff der Polen gerettet hatten, fanden bald einen anderen Weg, diese Sachen gegen Lebensmittel viel günstiger einzutauschen. Auf der „Lützow“ arbeiteten Russen. Für einen Teil der Besatzung war die Kommandierung abgelaufen und kamen sie in die Heimat zurück. Sie wollten nun gern ihren Frauen, Bräuten oder Eltern etwas mitbringen. Sie suchten daher Kleider, Schuhe, Schürzen, Uhren u. s. w. Für sich selbst begehrten sie Halbschuhe, Stiefel, Mäntel (schwarz oder blau) und

D. Schlusswort

Abgeschlossen wurden diese Skizzen am 04.04.1946. Sie machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch, sondern bringen nur das, was der Verfasser selber erlebt oder von glaubwürdigen Personen hörte. Da das Dorf etwa 4 Km lang ist, kann auf dem einen Ende etwas geschehen, ohne dass die übrigen Bewohner Kenntnis davon erhalten. Oft auch verschweigen die Menschen ihnen zugefügte Schäden, weil sie kein Mitleid erregen wollen; denn jeder hat in dieser schweren Zeit genug an seinem eigenen Leide zu tragen.

Vielleicht gelangen diese einfachen Aufzeichnungen einmal in die Hände irgend eines Nachkommen, der nur noch vom Hörensagen von dieser Zeit erfährt. Mag ihm beim Lesen dieser Skizzen klar werden, in welch schweren Zeiten seine Vorfahren lebten und welche Drangsalen und Nöte sie zu überstehen hatten.

Eines aber hoffen wir bestimmt, dass der augenblickliche Niedergang Deutschlands kein bleibender und dauernder sein wird, sondern dass es wieder zu neuer Macht und Herrlichkeit erstehen wird.

Das walte Gott!

E. Anhang

Die vorstehenden Ausführungen geben die Tatsache nach bestimmten Gruppen. Die folgenden Angaben geben die von den Polen an den einzelnen Tagen vorgenommenen Handlungen. Diese sind tagebuchartig aufgeschrieben, wie wir sie persönlich erlebten oder wie sie uns glaubwürdig berichtet wurden. Auch hier besteht kein Anspruch auf Vollständigkeit, da nicht alle Taten der Polen bekannt geworden sind. Die Aufzeichnungen beginnen mit dem 01.03.1946, nur ein Vorgang ist aus dem Februar.

09.02.1946

Der Dorfschulze erscheint in meiner Wohnung mit einem polnischen Fräulein und erklärt uns, dass wir 1 Zimmer an diese abzutreten hätten. Wir räumten ihr unser Schlafzimmer ein, nahmen 1 Bett heraus und stellten dies in unserem 3. Zimmer auf. Da man uns schon 2 Betten genommen hatte, besaßen wir nur noch eines. Unsere Schwiegertochter lieh uns ein zweites Bett. Bei ihr war bisher noch nicht geplündert. Sie war dauernd bei ihren Eltern, die Wohnung fanden die Polen immer verschlossen und hielten sich dafür bei uns schadlos.

Dem Fräulein erklärten wir sofort, dass sie von uns kein Essen erhalten könne, da wir auch nichts hätten. Sie könne nur Kaffee bekommen, so lange der Vorrat reiche. Damit war und musste sie auch zufrieden sein. Wir hatten wohl noch etwa 3 Ztr. Kartoffeln. Die sollten aber, wie wir ihr mitteilten, bis zur neuen Ernte reichen. Wir dürften beide nur 2 Pfd. essen, daher könne sie keine erhalten. Dass

wir die Absicht hatten, schon vorher zu flüchten, sagten wir nicht; denn wir wollten uns ihrer wegen nicht einschränken.

01.03.1946

Die Polizei plünderte bei:

Winkler, Hermann: Mitgenommen:

Betten, 1 Bettstelle, Wäsche und Anzüge, 1 Pistole mit Munition, 1 Bettstelle wurde zertrümmert. Wegen der Pistole u. s. w. musste Frau Winkler längere Zeit bei den Polen arbeiten.

02.03.1946

Krüger, Reinhold:

2 Seesäcke voll Zeug und Wäsche, 25 Decken.

06. + 07.03.1946

Heuer, Rudolf:

Hier wurden sämtliche Zimmer ausgeräumt bis auf das Klavier und die alten Möbel der Schwiegereltern. Ferner wurde das Behelfsheim leer gemacht bis auf die Küche. Hierin war die Einrichtung des Schwiegersohnes Gehrke. Heuer und sein Schwiegersohn waren geflüchtet.

08.03.1946

Zivilpolen plündern bei:

1. Lüdtke, Berta:

finden nichts.

2. Schröder, Richard:

nehmen die Betten, sämtliche Wäsche, ja sogar die lederne Schulmappe. Frau Schröder war geflüchtet. Im Winter war sie noch einmal hier und holte einige Wintersachen. Diese nahmen ihr aber die Polen unterwegs ab. Jetzt ist sie alles los.

3. Göde, Elise:

nichts mehr gefunden, da vorher schon andere alles geraubt hatten.

4. Hennig, Gustav:

1 Rad und mehrere Anzüge wurden mitgenommen.

In der Nacht vom 07. auf den 08.03.,

vom 08. auf den 09.03.1946

Nächtliche Durchsuchungen der Ställe und Stallboden bei:

Tischler, Wilh. Marquardt:

alles Versteckte entwendet: Wäsche und Anzüge.

Hennig, Gustav

Millstädt, August

Brandenburg, Emil:

Zum Erstaunen sind morgens die Türen offen. Die Polen hatten aber Pech; denn sie fanden hier nichts.

Am 10.03. besuchte meine Frau ihre Freundin, die Witwe Anna Krüger, geb. Puntius. Unter anderem erzählte diese ihr, dass ihr Polen gesagt hätten: „Mutter, wenn Sie noch etwas im Stall versteckt haben, alles heraus holen und ins Haus bringen. Im Haus suchen die Soldaten nachts nicht, aber im Stall!“ Dieser Pole rechnet zu den Guten.

10.03.1946

Stanislaus und ein anderer Zivilpole in Marineuniform suchten in folgenden Häusern nach und nahmen die verzeichneten Gegenstände mit:

1. Brandenburg, Emmi : Staubsauger, Brotschneidemaschine

2. Mittelstädt, August: : Teppich, Brücke, 2 Leuchter

3. Heuer, Rudolf : Fahrradgestell

Sämtliche Sachen wurden bei dem Polen, der im Schliep'schen Hause wohnt, abgeliefert.

In der Nacht vom 10./11.03.1946

wurde bei der Witwe Ida Frank heimlich im Stalle ein Schwein geschlachtet. Als sie am 11.03. morgens füttern will, findet sie nur noch die Därme im Stalle liegen. Das Schwein fand man später, längere Zeit danach, in Decken gewickelt, bei Max Wellnitz im Brunnen. Das Fleisch war verdorben. W. wunderte sich immer, dass die Kühe das Wasser nicht saufen wollten. Er sucht alles nach der Ursache des Nichtsaufenwollens nach und findet das geschlachtete Schwein im Brunnen. Es ist anzunehmen, dass sein Pole stark an der Sache beteiligt war.

12.03.1946

Unsere Polin, Jadwiga Golassewska kam mit dem Bruder des Dorfschulzen. Dieser verlangte den Keller zu sehen. Ich musste daher die Kellertür aufschließen. Er fragte: „Warum zuschließen, wegen Fräulein?“ Ich sagte: „Nein, weil wir es so gewöhnt sind.“ Im Keller fand er die unter 09.02. genannte Menge an Kartoffeln. Er sagte: „Dem Fräulein Kartoffeln geben.“ Ich entgegnete: „Es sind nur so viel, dass sie für höchstens bis Juli oder zur neuen Ernte reichen.“ Er meinte aber: „Geben sie ruhig, wenn die Kartoffeln alle sind, erhalten sie wieder welche von uns.“ Weigern nützte nicht, sondern verschlimmerte nur die Sache, also bekam das Fräulein Kartoffeln.

Aus dem einen Fräulein wurden aber bald zwei, denn ihre Schwester kam auch zu uns. Die hatte bisher bei dem Landwirt Karl Hennig gewohnt.

13.03.1946

Geplündert wurde bei:

1. Fischer, Ida:

Die Frau ist geflüchtet. Was mitgenommen wurde, war nicht zu erfahren.

2. Von Erna Holz wurde die Küche geholt und nach dem Leutnant bei Hans Meyer gebracht.

Ein Schlafzimmer holte er sich von Fresenland. Von wem, unbekannt.

In der Nacht vom

12./13.03.1946

Bei Alfred Lebbin wurde 1 Schwein aus dem Stalle gestohlen.

14.03.1946

1. Polizei holte bei Lieschen Engelbrecht das Schlafzimmer mit Betten. Am 26.03. wurde festgestellt, dass die Bettstellen entzwei geschlagen waren. Sie waren ja alt und nicht neuzeitlich. Die Betten waren mit Tinte und Farbe begossen. Also nur Zerstörungswut.
2. Bei uns alles durchsucht. Ihre Absicht war, bei der Schwiegertochter zu plündern, da dort bisher noch niemand gesucht hatte. Die Wohnung war abgeschlossen. Der Polizeikommandant verlangte von mir die Schlüssel. Als ich sagte, dass ich den nicht habe, entgegnete er: „Doch, ich habe mich erkundigt.“ Darauf sagte ich: „Dann sind Sie belogen worden.“ Da sie nun in die Wohnung nicht hinein kamen, durchsuchten sie unsere beiden Stuben und den Schuppen. Sie nahmen mit: mehrere Bogen Papier (100 Bl. Saugpost), 1 Dutzend Arbeitshefte, ebenso viele Kontobücher, einige 100 Bogen Kohlepapier, 1 großen Atlas, sämtliche Abführmedikamente meiner Frau, mehrere Tuben Zahnpasta und Schuhcreme, mehrere Stücke Wasch- und Rasierseife, Kämme, große und kleine Lichte, 1 Rollmetermaß, 1 Wecker, 1 elektr. Lampe, 1 Barometer und 1 Lammfell.

Als dieser Raub eingesackt war, verlangte er wieder den Schlüssel von der Oberwohnung. Als ich wiederum dessen Besitz verneinte, drohte er mir mit dem Gummiknüppel. Ich hielt ihm entgegen, dass auch der den Schlüssel nicht herbei schaffe. Dann sollte ich einen Dietrich machen. Ich sagte: „Ich bin doch kein Schlosser.“ Der Nachbar Wilh. Appelhagen musste ihnen alles in ihr Büro schaffen, da ich mich weigerte, es zu tun.

15.03.1946

Plünderungen fanden statt bei:

1. Gehring, Heinz genommen: Motor und Fahrrad
2. Gringmann, Julius genommen: -/-
3. Appelhagen, Fritz genommen: sämtliche eigene Wäsche, Kisten, Rucksäcke und Kartons. Die in Verwahrung gegebenen Sachen stammten von Verwandten und Bekannten aus Swinemünde. Unter den Koffern gehörte einer meinem Sohn Karl. Seine Wohnung in Swinemünde wurde durch Bomben total vernichtet. Durch diese Plünderung verlor er nun auch sein letztes Eigentum.
4. Lüdtkke, Berta (siehe 08.03.): Jetzt brachen die Polen in der Hinterstube den Fußboden auf und fanden neben vieler Wäsche auch 5 Uhren. Das meiste der geraubten Sachen war Eigentum der

Berliner Verwandten. In Berlin wollten sie es vor den Bomben retten, hier freuten sich die Polen über den Raub.

5. Schröder, Richard (s. 08.03.): Es war noch nicht das Letzte, das die Polen am 08.03. stahlen. Heute fanden sie den schwer auffindbaren Keller und ließen die letzte Wäsche mitgehen.
6. Bei Frau Göde erschienen 4 Polen und erklärten, dass sie eine Kommission seien, die Wohnungen feststellen sollen. Wahrscheinlich war dies nur ein Vorwand, um die Wohnungen betreten zu können. In anderen Häusern haben die 4 Polen arg geplündert. Bei Frau Göde war nichts mehr zum Mitnehmen vorhanden.
7. Der Fährdampfer „Fritz“ fuhr mit den Polen nach Stettin. Hier sollten die von ihnen geraubten Sachen zu Geld gemacht werden. Sie müssen der Meinung gewesen sein, viel Geld zu verdienen; denn die Fahrkosten hin und zurück kostete 150 Zloty. Je Zentner Gepäck musste mit derselben Summe frei gemacht werden. Am 15.03. war das Wetter ziemlich frisch. Die Fahrgäste froren an der Fähre, die als Abfahrtsstelle galt, denn die Abfahrt verzögerte sich. Unser Fräulein brachte 5 Polen mit. Sie erhielten heißen Kaffee und zogen dann wieder ab. Als sie fort waren, stellten wir fest, dass das Stubenthermometer verschwunden war. Einer der Polen hatte es heimlich mitgenommen. Einem gefiel die Tasse, aus der er trank. Er zeigte sie mir und meinte: „Meine!“ Ich sagte: „Noch ist es meine, aber wenn sie Ihnen gefällt, können Sie sie gerne behalten.“ Freudig stellte er sie in die Reisetasche.
8. in der ersten Hälfte des März kam der polnische Schornsteinfeger ins Dorf und reinigte in einigen Häusern die Schornsteine. Um das Fegen der Schornsteine war es ihm weniger zu tun, aber desto mehr um die Bezahlung. Er hatte ausverschämte Preise im Kopfe und versuchte, durch energisches Auftreten die Hausbesitzer einzuschüchtern, um sie zur Zahlung zu zwingen. So zahlten z. B. Fritz Zornow 150 Deutsche RM, Witwe Daske 100 RM und Karl Zaepernick 100 Zloty. Andere lachten ihn aus und sagten: „Wir haben kein Geld.“ und zahlten auch nicht. Der Schornsteinfeger schimpfte zwar mächtig, zog aber zuletzt doch ab.

16.03.1946

Bei der Ehefrau des Alfred Lebbin fanden die Polen mehrere Weckgläser mit Fleisch, mehrere mit Butter und 40 Eier. Das war für die Kinder sehr erfreulich, denn an diesen Dingen mangelte es ihnen sehr. Aber die Besitzerin machte ein böses Gesicht und fing anderen Leuten gegenüber an zu jammern. Da bekam sie aber von einer Frau die einzig richtige Antwort: „Weißt Du noch, als Dich neulich eine Frau um ein Ei für ihr Kind bat, was Du ihr da sagtest? Die Hühner legen nicht, ich habe keine Eier. Hättest Du dieser Frau und mancher anderen gelegentlich ein Ei oder etwas Butter abgelassen, würden sie Dir im Frühjahr sehr gerne bei der Garten- und Ackerbestellung geholfen haben. Nun kannst Du Dir Hilfe von den Polen holen, denn für diese hast Du ja Eier und Butter aufgespart.“ Frau Lebbin zog beschämt ab und sagte kein Wort.

17.03.1946

Der Tapezierer und Landwirt Paul Simon besuchte im Dorfe Bekannte. Ihm war es darum zu tun, von dem Bekannten eine Zigarette zu bekommen. Dieser rauchte nicht. Er erhielt aber von den Russen öfter welche. Der Bekannte sagte zu ihm: „Du hast da eine so schöne Hose an und noch dazu ist sie vom Reichs-arbeitsdienst. Weißt Du auch, dass diese Hosen abgegeben sein müssen?“

Geh‘, wenn Du nach Hause gehst, am Walde entlang.“ Simon meinte aber, dass ihm schon kein Pole etwas tun würde. Er müsse auch noch nach dem Fischer, um einmal zu fragen, wann er sich Fische holen könne. Der Bekannte sagte: „Wenn das nur gut geht.“ Er sollte Recht behalten. Unterwegs hielt ein Pole Simon an, zwang ihn dazu, die Hose ausziehen und gab ihm als Ersatz eine ziemlich abgetragene blaue Hose.

19.03.1946

An diesem Tage wurde bei uns zum 20. Male geplündert. Unsere Schwiegertochter und die Enkelin Doris waren bei uns. Die beiden Frauen strickten, Doris und ich lasen. Doris hatte sich gegen 21 Uhr auf das Sofa gelegt und war eingeschlafen. Nebenan bei der Polin war Herrenbesuch. Das war nichts Neues und dachten wir uns nichts dabei. Mittlerweile war es 22 Uhr geworden. Die Schwiegertochter mit der Enkelin wollten gerade nach oben gehen als die Stubentür aufging und Stanislaus in die Stube kam. Da ahnte mir nichts Gutes. Er bedeutete uns, die Kleine zu wecken und alle in das Zimmer der Polin zu gehen. Ich wollte um Aufklärung fragen, aber er ließ sich nichts sagen. Um nutzlose Streitigkeiten, die sehr leicht in Tötlichkeiten ausarten konnten, zu vermeiden, fügten wir uns. Vorher forderte er von der Schwieger-tochter die Schlüssel zu ihrer Wohnung.

Als wir in das Zimmer der Polin kamen, merkten wir, dass wir klug getan hatten und ihrem Willen gefolgt waren. Mit Schnaps hatten sie sich Mut angetrunken. Sie schlossen das Zimmer nun ab. Wir hörten, wie sie in unseren beiden Zimmern alles durchsuchten, die Spinde abrückten, die Schatullen durchwühlten u. s. w. Hin und wieder kam aber einer und sah nach, ob wir auch noch im Zimmer waren. Sie hatten Angst, jemand könnte durchs Fenster gegangen sein und die Wache holen. Sie hatten kein Recht zu ihrer Tat.

Der 2. Pole war ein berüchtigter Plünderer, allgemein der „Pole mit der Autokappe“ genannt.

Als sie unten fertig waren, gingen sie nach oben in die Wohnung der Schwiegertochter. Hier begann nun dieselbe Arbeit, wie sie unten geschehen war. Nur dauerte sie länger, da mehr auszuwählen war. Die Uhr zeigte 0.30 Uhr als unser Gefängnis sich öffnete und Stanislaus sagte: „Einer mitkommen.“ Da ging ich mit. Ich dachte die Frauen zu schonen.

Wir kamen in unser Schlafzimmer. Da hieß es: „Ausziehen!“ Ich weigerte mich und sagte: „Am Leibe haben wir nichts. Um den Inhalt der Taschen festzustellen, genügte deren Entleerung. Der Körper kann abgetastet werden.“ Sie bestanden aber auf ihren Willen. Ich musste mich fügen. Ebenso später auch die Frauen, ja sogar auch das Kind. Die Frauen hatten aber die Geistesgegenwart gehabt, das Geld, das sie in ihre Kleidungsstücke eingenäht hatten, aus dem Fenster zu werfen in der Zeit, als man mich untersuchte. So fanden sie das Vermutete nicht.

Dann sperrte man uns in unser Schlafzimmer, warf uns die Kleidungsstücke hinein, nachdem sie gründlich durchsucht waren und ließ uns längere Zeit im Zimmer sitzen.

Die beiden Weiber hatten indessen oben immer weiter geräumt. Wir hörten auch, dass etwas von oben nach unten in ihre Stuben getragen wurde.

Da erschien wieder Stanislaus und sagte zu der Schwiegertochter, dass sie ihre Wohnung nicht mehr betreten dürfe. Wir vier Personen mussten uns mit unseren beiden Zimmern begnügen.

Das war ein harter Schlag. Gewiss, die Schwiegertochter hatte schon einiges nach ihren Eltern gebracht. Ihr Vater ist Schneider und muss dauernd für die Polen arbeiten. Sie muss ihrem Vater helfen. Bezahlung erhalten sie kaum von den Polen. Dagegen hofften sie, dass die Polen sie mit der Plünderung verschonen würden. Da die Schwiegertochter mit tätig war, was den Polen nicht

unbekannt war, glaubte sie auch, sich sicher davor zu sein. Sie machte auch Stanislaus darauf aufmerksam, er selber hatte gestohlene Anzüge zum Umarbeiten gebracht. Er gab zur Antwort: „Was kümmert uns das, ob Sie für uns arbeiten oder nicht.“

So wurde die Schwiegertochter mit einem Schlage fast alles los, das in den Stuben, Kammern und Küche vorhanden war. Die meiste Wäsche, Kleider, Pelze, Anzüge Willi's, ihres Mannes und Kleider der Enkelin liegen in der Wohnung in einem sicheren Versteck, das die Polen bisher nicht entdeckt haben und hoffentlich auch nicht entdecken werden; damit wenigstens diese Sachen ihr erhalten bleiben, wenn die Polen einmal abziehen. Die Nacht verbrachten wir, so gut es ging, in den beiden Räumen. Den beiden Frauen und dem Kinde überließ ich das Zimmer mit den Betten und schlief im anderen Zimmer auf dem Sofa. Die Schwiegertochter ging am Morgen zu ihren Eltern und schläft mit der Enkelin seitdem dort.

Meine Frau und ich stellten fest, was uns fehlte. Von meinen Sachen fehlten: Taschenmesser, Uhr (geborgt), Feuerzeug, 1 Hose, 1 Jackett, der alte schwarze Wintermantel, neue blaue Mütze, mehrere Trikotosen und –hemden und 1 Paar Kamelhaarschuhe.

An Frauensachen wurden vermisst:

1 Wintermantel, mehrere Paar Strümpfe, 1 Bettdecke, 2 noch ungebrauchte große Tischtücher, ½ Dtzd. Handtücher, 1 Paar alte Gummischuhe, 1 schwarze Bluse und 1 Pelzkragen.

Ferner fehlten 1 Wecker und 1 Brot.

Die unterstrichenen Sachen gab mir die Polin auf mein Bitten hin nach einigen Tagen zurück.

20.03.1946

Seit diesem Tage wohnt in der Wohnung der Schwiegertochter die Polin Jadwiga Golarzewski und in unserem früheren Schlafzimmer unten Wieslawa

Jarzebowska. Sie nennen sich Schwestern. Aber das ist wohl gelogen.

Nun hat jede Polin ihr Heim für sich, und darum war es ihnen wohl hauptsächlich zu tun. Wenn sie vor dem Herrenbesuch empfingen, musste alles in einem Zimmer erledigt werden. An Herrenbesuch mangelt es nicht. Zu anfangs war Tag und Nacht Besuch da. In der letzten Zeit hat es sehr nachgelassen.

Als die Polin Jadwiga noch unten wohnte, war sie es gewohnt, dass meine Frau ihr Zimmer in Ordnung bringen musste. Nun verlangte sie es auch in der Oberwohnung. Da habe ich ihr erklärt: „Fräulein, das kann meine Frau nicht. Wegen ihres schweren Unterleibsleidens kann sie keine Treppen steigen. Wenn es durchaus sein muss, muss ich ihre Zimmer rein machen.“ Das war ihr doch wohl peinlich. Sie macht seitdem die Arbeit selber. Auch ihr Mittagessen kocht sie allein, da wir andeuteten, dass oben ja ein elektrischer Herd sei. Nur Kaffee muss meine Frau kochen, da sie kein Kaffeeschrot besitzt. Ferner muss meine Frau das Geschirr abwaschen. Die Polin muss es aber runterbringen. Das Hinauftragen ist meine Arbeit. Auch die Heizung in dem Wohnzimmer besorge ich.

Die Stube unten wird von uns gereinigt und geheizt. Meine Frau besorgt auch die Wäsche. Sie müssen aber die Waschartikel liefern. Das Plätten müssen sie alleine besorgen.

Nach der vorher geschilderten Plünderung müssen wir nun täglich sehen, wie die Sachen unserer Schwiegertochter benutzt werden. Aber auch unsere werden gebraucht. Die Polen nehmen zu Kochen und Essen selbstverständlich das Geschirr der Schwiegertochter. Achtsam damit umgehen, kennen sie nicht. Es gehört ja nicht ihnen. Ebenso tragen sie täglich deren Kleider, Blusen, Strümpfe und Schürzen. Das muss so sein! Irgend eine Scham oder Verlegenheit ist ihnen fremd.

Wir müssen uns damit abfinden, dass geplündert wird. Dagegen ist nichts zu machen. Wenn die geraubten Sachen dann aber mitgenommen werden, und

man sie nicht mehr sieht, tritt allmählich eine Beruhigung ein. Bleiben sie aber im Hause, wie in diesem Falle, ist ihr täglicher Anblick schrecklich. Mit dem Knüttel möchte man dreinschlagen und – muss noch freundlich dazu sein. Das greift zuletzt an die Nerven.

20.03.1946

Doris bat die Polin um das Bild ihres Vaters und um das Album mit den Familienbildern. Sie erhielt die gewünschten Sachen.

21.03.1946

Doris bat um die Zahnbürsten und die Bibel. Das Gewünschte wurde ihr gegeben. Die Polin trug ihres Onkels Erwin Wessels Schlafanzug.

22.03.1946

Plünderung von der Polizei bei Frau Trampe, Flüchtling bei Witwe O. Rückert. Der Frau Trampe nahmen sie silberne Löffel und Essbestecke.

Bei ihr hatte Frau Elisabeth Engelbrecht (s. S. 68 und 14.03.1946) silberne Bestecke untergestellt, die ihr eine Flüchtlingsfrau, Frau Rektor Köhler, die im Schulhause in der Mildebrat'schen Wohnung mit ihrem Mann wohnte, zur Aufbewahrung übergeben. Beim Betrachten dieser Bestecke sah Frau Engelbrecht, dass sie Frau Mildebrath gehörten, denn sie waren G.R. (Gertrud Rogge) gezeichnet. Es muss also eine Deutsche bei der anderen alles durchsucht haben. Die Frau K. mag noch mehr in der Notwohnung gefunden haben, denn bei ihrer Flucht von hier nahmen ihr die Polen auf der Fähre mehrere silberne Messer, Gabeln und Löffel ab, brachen sie entzwei und warfen sie fort. Die bei Frau Trampe unterstellten Bestecke nahm die Polizei.

Weiter nahmen sie ein Paar SA-Stiefel und 1 Fahrradmantel mit; diese Sachen gehörten ihrem Schwager Wilh. Siebert und waren ebenfalls zur Aufbewahrung abgegeben worden.

25.03.1946

Der Zivilpole, der bei Dubielzig wohnt, plünderte bei Wilhelm Paczkowski. Der Mann ist noch in Gefangenschaft, die Frau wohnt bei ihren Eltern im Dorf. Der Pole brach den Stall auf, durchsuchte mit einem Degen den Erdboden und entdeckte dabei ein sehr gut eingerichtetes Versteck. Er schickte einen Boten zu seinem Wirt, der mit der Karre alles gefundene holen sollte.

Dubielzig war gerade bei mir und reinigte den Ofen. Da er also nicht abkömmlich war, die Sachen aber sofort geholt werden sollten, fuhr ich mit der Karre hin. Paczkowski wohnt etwa 150 – 200 m von D. ab, der unser Nachbar ist. Es wurden 2 Karren voll. Das meiste war Wäsche und Kleidung in Koffern und Säcken. Weiter waren 2 Paar Schuhe und 15 – 20 Konservenbüchsen mit Fleisch und 2 Flaschen Essigessenz, je zur Bereitung von 20 l Essig dabei.

Der Pole schenkte mir als Lohn 3 Büchsen mit Fleisch. Ich verlangte nach 1 Flasche Essigessenz, aber davon wollte er nichts abgeben. Ich war auch so zufrieden.

Wie sich später herausstellte, beruht das Auffinden dieser, nach menschlichem Ermessen unauffindbaren Versteckes, auf Verrat. Die Verräterin ist eine Charlotte Krüger, die bei dem Polen die Zimmer reinigen und etwaige Besorgungen erledigen muss.

Die Vermutung in bezug auf den Verrat beruht nach Aussage der Frau D., die sie mir gegenüber am 08.04.1946 machte, auf Tatsache. Die geraubten Sachen gehören nicht allen Paczkowski, sondern dem Angestellten am Finanzamt Günter Lüdtke. Die Frau ist verstorben und L. ist im Sommer 1945 von den Russen verschleppt worden. Wie Frau D. mir versicherte, haben die beiden Mädchen Charlotte und Marianne Krüger sich schon selber von den vergrabenen Sachen geholt, also geplündert. Um dies zu bemänteln, haben sie den Polen auf das Versteck aufmerksam gemacht, damit es heißt: Die Polen haben alles geplündert.

Die Charlotte Krüger hält sich dauernd im Hause der D. auf, auch wenn der Pole nicht anwesend ist und sie dann keine Arbeit hat. Sie geht alle Zimmer durch, macht allenhalben herum und beobachtet Frau D. dauernd in der Küche

beim Kochen. Frau D. sagte dem Polen deswegen einmal gründlich die Wahrheit. Seitdem ist der Pole wie umgewandelt. Er durchsucht nun das ganze Haus und nimmt, was er findet. Er verlangte die Anzüge der beiden Jungens, denn die vorgefundenen zwei genügen ihm nicht. D. sagte ihm, dass der eine 2x durch Bombenangriffe alles verloren habe und der andere durch Schiffbruch alles verloren habe. Damit gibt er sich nicht zufrieden. Am 8.4. teilte er D. mit, dass er binnen 3 Tagen das Haus zu verlassen habe. Die Antreiber zu dem Verhalten des Polen sind die beiden Mädchen. Sie wollen das Reich alleine haben.

Ein Zivilpole kann unmöglich das Recht und die Macht haben, einen Hausbesitzer ohne weiteres aus seinem Hause zu jagen. Das hat der Pole sich dann auch überlegt und bot am Abend seinem Hauswirt die Hand zur Versöhnung.

25.03.1946

Am späten Abend erschien bei Frau Elisabeth Engelbrecht (s. S. 68 und 14.03. und 22.03.) noch die poln. Polizei und holte Decken für Betten und die Decke vom Liegesofa sowie Sofakissen und Bettbezüge.

26.03.1946

Zivilpolen holten von Richard Schröder (s. 8.3. und 15.3.) die Schlafstube und von Rudolf Heuer (s. 6.3.) das Klavier. Andere Zivilpolen nahmen der Witwe Elise Gerlach das Schlafzimmer fort. Diese lief zu einem Leutnant und meldete dies. Er schickte sofort 2 Soldaten mit, die das Schlafzimmer

wieder zurück holen mussten. Die Polen zeigten aber einen Schein vom Landrat vor, nachdem sie berechtigt waren, sich Sachen zusammen zu holen. Da sagten die Soldaten zu der Frau G.: „Dagegen sind wir machtlos.“ Dann gingen sie heim.

Ob es wirklich ein Berechtigungsschein war zum Plündern ist fraglich. Ich nehme an, dass es nur ein Scheinmanöver des Leutnants war, um uns

Deutschen Sand in die Augen zu streuen. Diese Annahme scheint ihre Bestätigung zu finden in nachstehendem Vorgang, der sich am selben Tag ereignete.

Bei dem Ehepaar Göpfert erscheint ein poln. Soldat und erklärt: „Irene sagt, hier noch 50 Flaschen mit Saft.“ (mit Irene ist Irene Bölter gemeint, die beim Leutnant täglich die Zimmer u. s. w. reinigen muss). Frau Göpfert entgegnete: „Das ist nicht wahr, ich habe nur noch 1 Flasche Saft.“ Diese nimmt ihr der Soldat ab. Frau G. macht sich aber sofort auf zum Leutnant und erzählt ihm den Vorgang. Anfangs tut er ganz verlegen und läuft rot an, schließlich gibt er aber zu, dass Irene das gesagt habe und fragt: „Haben Sie wirklich nur noch 1 Flasche?“ Nachdem Frau G. dies ausdrücklich versichert hat, fragt er weiter: „Und wo ist diese Flasche?“ Frau G. sagt ihm, dass diese der Soldat habe. „Dann ist es gut“, klingt es zurück und damit ist für ihn die Sache erledigt. An eine Rückgabe der entwendeten Flasche war nicht mehr zu denken. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sie noch tatsächlich 50 Flaschen Saft gehabt hätte. Dann hätte er noch lange Vorrat gehabt.

30.03.1946

Bei Gustav Hennig requiriert ein poln. Polizist die im Hause vorhandenen 2 Zimmer im Erdgeschoss für sich. Seine Frau will nach hier kommen. Hennig muss die Zimmer räumen und seine Möbel u. s. w. nach oben in 2 kleine Zimmer bringen.

Der Polizist holt die Schlafzimmereinrichtung von Gertrud Bieck, verstorbenen Tochter des Maschinisten Wilh. Bieck. Er holt Dubielzig und mich zum Abladen der Sachen und Aufstellen in den Zimmern.

02.04.1946

Zivilpolen holen von Marie Pirwitz geb. Hartung 6 Stühle.

03.04.1946

Die Polin, die in der Wohnung der Schwiegertochter wohnt, kommt mit einem Zivilpolen ohne ein Wort zu sprechen in unsere Stube und machen sich an der Nähmaschine zu schaffen. Zuletzt sehe ich, dass der Pole die Maschine vom Gestell löst. Als dies geschehen, nehmen sie die Maschine und gehen damit, ebenso schweigend wie sie kamen, nach oben.

04.04.1946

Wir wundern uns, dass die Polin oben schon so früh aufgestanden ist, denn sie bat um 8 Uhr schon um Kaffee. Gewöhnlich steht sie sonst erst um 10 Uhr auf. Bald folgt Aufklärung. Gegen 9 Uhr erscheinen 2 Zivilpolen. Sie hatten kein Gepäck bei sich. Nach kurzer Zeit kamen sie und der Zivilpole, der schon einige Tage bei unserer Polin sich aufgehalten hat, schwer bepackt herunter. Jeder trug einen schweren vollgestopften Rucksack und in jeder Hand einen schweren Koffer oder Karton. Jetzt wurde uns klar, was es des abends, wenn wir schlafen gegangen waren, mit dem vielen Treppauf- und ablaufen für eine Bedeutung hatte. Nun wussten wir, warum sie abends oben so viel schurrten und rückten. Die Zivilpolen hatten um die genannte Zeit die in anderen Häusern zusammen geraubten Sachen nach hier gebracht und hier in die Rucksäcke und Koffer und Kartons verstaut.

Jetzt trugen sie alles nach der Fähre, um von dort mit dem Dampfer nach Stettin zu fahren. In Stettin werden die gestohlenen Sachen zu Geld gemacht. Das wird auch mit den beiden Nähmaschinen geschehen.

03.04.1946

Die Flüchtlingsfamilie Kestner, die in der Wohnung des früheren Oberst-feldmeisters Stoppel wohnte, war in der Nacht vom 2. auf den 3.4. geflüchtet. Am Morgen des 3.4. wusste dies schon der Zivilpole in dem Schliep'schen Hause und ließ noch am selben Tage die Sachen aus der geräumten Wohnung holen.

03.04.1946

Die Schwiegertochter bat die Polin Jadwiga Golarczewski um ihr Kochbuch und die Papiere über das Haus. Sie erhielt das Gewünschte.

Weiter bat sie um einige Kleidungsstücke für Doris. Die Polin sagte: „Frau, ich gerne geben, aber Schlüssel zum Spind Leutnant hat.“ Wir glaubten das. Jetzt wissen wir, dass dies eine Lüge war. Als sie am 4.4. mit den Rucksäcken herunter kamen, wussten wir, dass in der Kammer, in der die Sachen waren, die vollbepackten Rucksäcke u. s. w. standen. Diese sollte die Schwieger-tochter nicht sehen.

04.04.1946

Die Polizei durchsuchte die Wohnungen des Arbeiters Karl Ziebell und der Witwe Ida Fischer (s. 13.03.). Ob etwas mitgenommen wurde, haben die Nachbarn nicht beobachtet. Es wäre wahrscheinlich ein Wunder, wenn die Polizei ohne Beute abgegangen wäre.

05.04.1946

Der Polizei-Kommandant Wodeck holte von Frau Elisabeth Engelbrecht (s. 11.03. und 14.03., 22.03. und 25.03.) 6 Stühle aus dem Esszimmer und die Standuhr. Es waren ihre letzten Stühle. Gleichzeitig wurde ihr gesagt, dass der Tisch ebenfalls noch geholt würde. Dass die Uhr geholt werden sollte, erfuhr ich am Tage vorher. Ich teilte dies der Frau mit, um sie auf den Raub vorzubereiten. Sie sagte: „Was soll ich dagegen machen? Dass die Uhr hier ist, weiß der Kommandant. Also muss ich mir das ruhig gefallen lassen.“ Ich musste ihr Recht geben.

Der Kommandant sah in der Stube ein gutes Sofakissen. Er fragte, ob er es haben könne. Frau Engelbrecht sagte: „Wenn Sie es haben wollen, nehmen Sie es doch, also nehmen Sie es nur.“ Darauf entgegnete er: „Nein, so will ich es

nicht, ich bezahle es.“ Da er kein Geld bei sich hatte, ging der Junge der Frau Engelbrecht mit und erhielt 30 Zloty. Dafür haben sie sich gleich Brot gekauft.

06.04.1946

Vor einer Woche ist die Polin Wieslawe Jarczebowska von uns ausgezogen. Sie wohnt mit einem polnischen Unteroffizier zusammen, bei dem Landwirt und Fischer Karl Dievenow. Das Zimmer ist

jetzt besetzt von der Polin, die bis dahin mit einem Zivilpolen zusammen bei dem Landwirt Max Wellnitz wohnte. Da die Frau des Polen kam, gab er seiner bisherigen Freundin den Laufpass. Ihren Namen wissen wir noch nicht. Gefragt wurden wir nicht. Von Gesinnung ist sie aber besser als die Jarcebowska. Die ließ sich die Arbeiten machen ohne irgend eine Gegenleistung. Sie sagte kaum einmal „Danke“.

Die neue Bewohnerin ist immer freundlich und wenn sie etwas braucht, bittet sie darum. Sie schenkte uns schon 1 ½ Weizenbrot. Am 5.4. sagte ich zu ihr: „Fräulein, wir haben kein Salz und Geld zum Kaufen und besitzen wir auch nicht, können Sie uns nicht etwas besorgen?“ Sie überlegte einen Augenblick, dann sprach sie: „Ja, Vater, es lässt sich machen.“ Am Nachmittag brachte sie uns etwa 2 Pfd. Salz.

Sie nennt uns „Vater“ und „Mutter“. Wenn wir auch wissen, dass diese Bezeichnungen nicht aufrichtig gemeint sein können, so sind sie doch immerhin ein Zeichen dafür, dass der Charakter der Person noch nicht ganz verdorben sein kann. Wir legen durchaus keinen Wert auf diese Benennungen, aber es klingt doch freundlicher als die Rufe „Frau“ oder „Mann“, die wir bisher hörten. Es tut uns aufrichtig leid, dass dies Fräulein, obwohl es noch ziemlich jung ist, doch schon auf den Abwegen wandelt. Dazu ein Beispiel.

Nacht vom 5. auf den 6.4.

1. Wir waren um 22 Uhr schlafen gegangen. Gegen 23 Uhr, wir lagen noch im ersten Schlaf, wurden wir durch Klopfen an der Haustür aufgeweckt. Da wir annahmen, es seien polnische Plünderer, öffneten wir nicht und warteten voller Sorgen auf den Weggang der Nachtruhestörer. Wir hörten sie reden. Nach einiger Zeit vernahmen wir ihre Schritte auf dem Tritt und dachten, nun ziehen sie ab. Das war aber falsch gedacht. Sie kamen unter unser Schlafzimmer-fenster und schlugen an das Fensterkreuz. Wir verhielten uns aber still und warteten bang, was folgen würde und hofften immer noch stark, dass sie fort gehen würden wenn wir uns nicht meldeten. Aber das Klopfen wurde so laut, dass wir auch aus dem festesten Schlaf munter werden mussten. Ich meldete mich daher und öffnete das Fenster. Davor standen 2 Männer in Marineuniform. Ich teilte ihnen mit, dass das Fräulein die Tür abgeschlossen hätte und nicht gestört werden wollte. Sie entgegneten mir: „Machen Sie auf, sonst

schlagen wir Scheiben ein und kommen herein.“ Ich sagte ihnen: „Ich werde das Fräulein wecken und aufschließen.“ Darauf klopfte ich bei dem Fräulein an. Die schlief aber so fest, dass ich erst nach längerem sehr starken Anklopfen Erfolg hatte. „Draußen stehen 2 polnische Marinesoldaten und wollen herein“, rief ich ihr durch die Türe zu. Sie hatte aber auch keine Lust, sie herein zu lassen. Da rief ich ihr zu: „Fräulein, das geht nicht, die wollen die Fensterscheiben einschlagen und sich mit Gewalt Eingang verschaffen.“ Sie antwortete: „Gut, ich komme.“

Dann öffnete ich die Haustür und knipste die elektr. Flurbeleuchtung an. Da sah ich, wer die Ruhestörer waren. Es waren 2 Zivilpolen, die Marineuniformen angezogen hatten. Der eine wohnte bei der Witwe Helene Stürmer, der andere bei Dubielzik. Sie sagten zu mir: „Vater, ruhig wieder schlafen gehen, wir weiter nichts wollen, als hier hinein.“ Dabei zeigten sie auf die Stubentür zu dem Zimmer des Fräuleins.

Ich ging darauf wieder in unser Schlafzimmer und hatte vollauf zu tun, um meine Frau zu beruhigen. An Schlaf war natürlich nicht zu denken, sondern horchten und erwarteten jeden Augenblick, dass sie bei uns Einlass verlangen

würden, um doch noch zu plündern. Aber es blieb alles ruhig. Die Uhr schlug 12 Uhr nachts, da entfernten sich beide. Wir nahmen aber wahr, dass an dem Torweg einer von ihnen wieder umkehrte, das Haus betrat, die Haustür abschloss und in das Zimmer des Fräulein ging.

Er entfernte sich erst am nächsten Morgen 8.30 Uhr. Als das Fräulein gegen Mittag sichtbar wurde, war sie doch ziemlich verlegen. Sie fühlte sich schuldbewusst.

2. In der selben Nacht wurde bei dem Fährmatrosen Franz Nöske das Schwein heimlich geschlachtet.

3. Bei dem Landwirt Friedrich Glöden wurden die Ställe und die Scheune gewaltsam aufgebrochen.

06.04.1946

Bei dem Fleischermeister Paul Zastrow, dem Arbeiter Reinhold Hölke, dem Arbeiter Weinrich und der geflüchteten Witwe Anna Trapp wurde arg geplündert.

Noch ein Beispiel von der Plünderungsweise der Zivilpolen. Der Pole bei dem Landwirt Reinhold Zastrow beteiligte sich nicht am Plündern und nimmt auch seinen Wirtsleuten nichts fort. Dadurch ermutigt, haben manche Nachbarn und Bekannte ihre bisher geretteten Habseligkeiten dort

untergestellt. Jetzt kommt der Zivilpole von dem Bäckermeister Matz und räubert die aufbewahrten Sachen für sich.

Mir erscheint diese Art der Plünderung ein fein erdachter Plan der Polen zu sein. Der im Hause wohnende Pole will die ihm bisher entgegen gebrachte Achtung von Seiten der Deutschen nicht zerstören und weiter „den guten Mann“ markieren. Daher muss sein Nachbarpole das Werk vollbringen. Denn, das sollte man doch annehmen können, wenn er wirklich dem Plünderer feindlich

gegenüber stände, würde er seinen Wirt in irgend einer Weise schützen. Da er dies aber gar nicht versucht, ist anzunehmen, dass er im Geheimen mit der Untat einverstanden ist oder nicht die Macht und Kraft hat, sie zu verhindern.

06.04.1946

Die Polin bei Wilhelm Zastrow besuchte in Begleitung des deutschen Mädels Marianne Krüger die hiesigen Familien, deren bekannter Wohlstand auf den Besitz von Wertsachen schließen ließ. Die Frau fragte nach Radioapparaten, Uhren, Gold- und Silbersachen. Sie wollte diese Gegenstände käuflich erwerben.

Der Plan war schlau erdacht. Aber die für dumm gehaltenen Deutschen waren doch noch schlauer. Keiner fiel auf diesen Trick herein. Selbst dort, wo Zlotys durchaus nötig waren um Brot zu kaufen, wurde der Besitz solcher Sachen verneint.

Jeder überlegte schnell, die Frau spioniert ja nur. Ist jemand so einfältig und zeigt seine Wertgegenstände, bietet sie wenig, so dass der Verkauf abgelehnt werden muss. Nachher kommen dann die Männer und holen dieselben. Jetzt erhalten sie sie ohne Bezahlung. Ein Verschweigen des Besitzes ist nunmehr ausgeschlossen.

07.04.1946

1. Früh morgens erscheinen bei Frau Göde 4 Zivilpolen und besichtigen das Grundstück, einen Neubau von 1939. Einer stellt sich vor als Treuhänder des Anwesens. Der Garten wird eingehend in Augenschein genommen. Die nächste Umgebung dahin gehend geprüft, ob eine Vergrößerung

möglich ist. Er will wissen, warum die Obstbäume nicht beschnitten sind und bedauert lebhaft, dass aus den Wohnungen die Möbel entfernt worden sind. Dann fragt er die

Frau, wo sie in Arbeit stehe. Als er hört, dass sie keine Arbeitsstelle hat, sondern den Garten in Ordnung halte, sagte er: „Ich komme mit dem Bürgermeister aus Pritter hierher. Dann erhalten Sie einen Schein darüber, dass Sie bei mir in Arbeit stehen.“

Dieser Vorgang zeigt deutlich, wie ohne Verhandlung und ohne sein Wissen, über das Eigentum eines Deutschen entschieden und er selber, ohne gefragt zu werden, zum Arbeiter eines Polen bestellt wird.

2. Seit einiger Zeit sind in Swinemünde poln. Kriegsschiffe. Heute waren im Dorfe eine große Anzahl von der Besatzung dieser Schiffe. Die poln. Marine scheint aber nicht besser als das poln. Landheer zu sein. Sie trafen auf der Straße einen früheren deutschen Marineangehörigen, der heute in der Molkerei für die Polen arbeiten muss. Er trug eine blaue Marinehose, die aber schon vielfach gestopft war. Trotzdem nahmen die polnischen Matrosen ihm die Hose ab.

3. Heute wurden mir nachstehende Polentaten bekannt. Dem Landwirt Wilhelm Laabs holte die Polizei die Kuh aus dem Stalle und nahm auch das Heu zur Fütterung derselben mit. Beides kam in die Wirtschaft des Ewald Gehrig; denn hier wohnt der Polizeikommandant Wodeck (s. 5.4.46). Er will auch eigene Milch und Butter haben.

4. Der Landwirt Karl Arndt in Lohberg, Ausbau Kaseburg ist durch die Plünderung sein sämtliches Vieh los geworden bis auf 1 Arbeitspferd und 1 Fohlen im Alter von $\frac{3}{4}$ Jahr. Vor einigen Tagen nahm man ihm das Arbeitspferd fort. Er soll das Fohlen anlernen und damit die Wirtschaft versorgen. Da dies aber unmöglich ist, kann kein Acker bestellt werden.

5. Bei dem Fleischermeister und Landwirt Paul Zastrow wurde zu Anfang nicht geplündert, denn bei ihm wohnte der Pole Stanislaus, der bei ihm während des Krieges als Arbeiter tätig war und eine gute Behandlung gehabt hatte. Der Pole betrachtete die Wirtschaft als sein Eigentum, ließ aber den Besitzer in Ruhe. Er konnte schalten und walten nach seinem Belieben. Stanislaus plünderte anderweitig.

Aber mit der Zeit wurde die Begierde nach den Sachen des Zastrow doch zu groß. Er hatte ja in den langen Kriegsjahren einen zu tiefen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse seines Arbeitgebers gewonnen und wusste, dass diese glänzend waren.

Stanislaus wollte aber bei Z. nicht als Plünderer auftreten und veranlasste, dass andere Polen das Geschäft besorgten. Sie holten zuerst das Auto, dann durchsuchten sie Haus, Scheune, Stallungen und Garten. Dabei entdeckten sie viele Wäsche und Kleidungsstücke von dem Mann, der Frau, den erwachsenen Söhnen, der bei ihm wohnenden Schwiegertochter.

Nicht lange nach diesem Raube verlangten sie von Z. Autoreifen. Er leugnete deren Besitz. Die Polen redeten ihm noch friedlich zu, er solle die Reifen heraus geben, ehe sie diese suchen müssten. Dann würden sie doch gefunden und er hätte dann die Folgen zu tragen. Z. leugnete weiter. Nun begannen die Polen zu suchen und fanden die Reifen. Die Folgen für Z. waren böse. Er wurde mächtig verprügelt.

Stanislaus war inzwischen aus der Wirtschaft entfernt worden. Die polnischen Offiziere gönnten einem einfachen Polen keine so große und wohl eingerichtete Landwirtschaft mit Fleischerei. Einer der Offiziere trat an seine Stelle.

Die Schwiegertochter musste ihre Wohnung im Hause räumen und anderweitig Unterkunft suchen. Das ganze Grundstück wurde wiederum gründlich durchsucht und dabei ziemlich viel Speck gefunden.

Das ist ganz natürlich, denn welcher Fleischer hätte dafür nicht gesorgt. Es wäre allerdings besser und menschenfreundlicher gewesen, wenn Z. diese seltene Ware in kleineren Mengen an seine Mitmenschen abgegeben hätte. Er hätte sich viele Freunde damit geschaffen.

Nun freuten sich die Polen über den kostbaren Fund. Z. wurde von ihnen abermals verprügelt, weil er ihnen diesen Besitz verschwiegen hatte. Damit begnügten sich die Polen aber nicht. Z. und seine Familienangehörigen dürfen am Tage das Grundstück ohne Erlaubnis nicht verlassen. Der Verkehr mit den Nachbarn, namentlich mit dem Pastor, ist ihnen verboten. Dieser darf nicht mehr über das Grundstück des Z. gehen, um sich den Weg ins Dorf abzukürzen. Nachts werden Z. und seine Angehörigen im Hause eingeschlossen. Sie sind also weiter nichts als Gefangene.

08.04.1946 (s. S. 68, 14.03., 22.03., 23.03. und 05.04.)

1. Abends 20.30 Uhr erscheinen bei Frau Engelbrecht geb. Wannmacher 2 Soldaten und 1 Zivilpole. Sie gehen direkt auf ein Versteck los, das bis dahin noch kein Pole entdeckt hatte. Hier waren die Sachen ihrer Schwester Marie aus Berlin untergebracht. Die Polen stopfen ihre Rucksäcke voll und verlassen so still wie sie gekommen sind, die Wohnung. Was sie eingepackt haben, bekam niemand zu sehen. Das wird sich erst später feststellen lassen.
2. In der selben Nacht beehrten die Polen auch Einlass bei dem Hilfsschiffführer Franz Nöske und dem Matrosen August Mietzner. Die öffneten aber die Tür nicht. Die Polen entfernten sich dann nach einiger Zeit.

09.04.1946

1. Von dem Elektriker Franz Hellwig erfahre ich, dass der Pole bei Max Wellnitz auf dem Schulberge einen großen Radioapparat gefunden hat. Durch sorgfältiges Abpieken des Berges ist es ihm gelungen, diesen wertvollen Apparat für sich aufzufinden.
2. Der Schmied Johannes Röder erhielt polnische Einquartierung. Als der Pole eintraf, erklärte er sogleich: „Alles mein!“ Er forderte die Schlüssel zu den Zimmern und schloss zu. Damit war er aber noch nicht zufrieden. Er stellte ein genaues Verzeichnis von sämtlichen Dingen auf, die sich in den einzelnen

Zimmern und Spinden u. s. w. befanden. Damit ist es R. unmöglich gemacht, noch etwas für sich auf die Seite zu schaffen.

Dieser Pole wird ein gutes Geschäft machen, denn R. ist einer der wenigen, bei denen noch nicht geplündert wurde. Der Pole wird auch die nächste Umgebung mit einer Eisenstange sorgsam untersuchen und damit aller Voraussicht nach Erfolg haben. Die alte Düne hinter dem Grundstück hat wahrscheinlich viele veranlasst, dort ihre Verstecke anzulegen.

10.04.1946

1. Die Russen von der „Lützow“ holten ihr Wasser aus der Pumpe des Hausbesitzers Richard Fandrich. Die Wasserholer machten es sich zur Gewohnheit, sich jedes Mal von dem Eigentum des F. etwas anzueignen. Fandrich meldete dies dem Kapitän und das Plündern hörte auf. Die „Lützow“ erhielt neue Besatzung. Als diese heute zum Wasserholen erschienen, dünkten ihnen die Gelegenheit zum Plündern günstig. Fandrich lief schnell zu dem im Schliep'schen Hause wohnenden polnischen Polizeikommissar und bat ihn um Hilfe.

Er ging auch mit, nahm aber seinen Besuch, einen Polen, der bei der Witwe Helene Stürmer wohnt, zu seiner Unterstützung mit. Sie verhinderten die Plünderung seitens der russischen Matrosen.

Als diese sich entfernt hatten, machten sich die beiden herbei gerufenen Beschützer aber selber ans Werk und plünderten den F. ganz gehörig aus. Sie nahmen 7 Kisten, die gutes Marinezeug und Wäsche enthielten, mit. Wahrscheinlich sind die Sachen Eigentum von deutschen Marineangehörigen, die diese vor ihrer Flucht hier untergestellt haben.

2. Die Frauen Elisabeth Engelbrecht, Dora Hartung und Else Beyer mussten am 08., 09. und 10.04. bei dem eben genannten Polizeikommissar den Garten umgraben. Sie erhielten täglich einmal Essen, nämlich Mittag. Als Lohn

empfangen sie für die 3 Tage 40 Zloty, täglich also 13 1/3 Zloty. Das ist etwa 1/2 Brot, denn 1 Brot kostet 25 Zloty. Als Mittagessen gab es am ersten Tag Kartoffelsuppe mit etwas Fleisch, den zweiten Tag erhielten sie Kartoffeln und Stippe und am dritten Tag ein kleines Stück Fisch und Kartoffeln. Die Fischtunke war auch knapp bemessen, sonst hätten sie Tunke und Kartoffeln zum Sattwerden essen können. Der Herr Kommissar allerdings aß das Essen nicht. Für ihn gab es etwas Besonderes. Die Frauen konnten es durch den Geruch wahrnehmen. So erhielt er am 2. Tag Kartoffeln mit gebratenem Speck und Kartoffelkuchen. Er aß in seinem Zimmer allein.

3. Die Frauen hatten es aber noch besser als die Männer, die Stanislaus für seine Janson'sche Wirtschaft in Woitzig zum Dreschen bestellt hatte. Er gab ihnen als Mittagessen Kartoffeln und Fische. Es waren aber nur kleine Fische, wie sie die Kaseburger gewöhnlich nicht essen und als Schweinefisch bezeichnen. Dazu waren sie nur in Wasser gekocht, obwohl es an Milch nicht mangelte.

Herr Stanislaus aß großzügig am Tische mit. Aber die kleinen Fische waren für den Herrn der Wirtschaft doch zu schlecht. Er ließ sich den Sahnetopf bringen und füllte sich über die Kartoffeln eine genügende Menge Sahne.

Die Deutschen müssen mit dem zufrieden sein, was ihnen die Polen großmütig überlassen.

4. Noch schlechter erging es dem Elektriker Franz Hellwig. Ihn nahmen die Polen kurzerhand mit nach Pritter, um dort an der elektr. Leitung etwas auszubessern. Die Arbeit dauerte länger als vorgesehen war. Aus einem Tag wurden 3. Aber kein Pole dachte daran, ihm Essen anzubieten. Am 2. Tage meldete sich der Magen heftig. Da ging er in die Küche der Polen und verlangte energisch Essen, anderenfalls er nicht mehr weiter arbeite, sondern sich nach Kaseburg aufmache. Die Köchin der Polen ist eine deutsche Frau. Ihr standen genügend Lebensmittel zur Verfügung, wie Fleisch, Butter, Eier, Milch, Brot und Kartoffeln. Endlich, nach längerem Verhandeln, erhielt Hellwig einen Teller Stampfkartoffeln ohne weitere Beigabe. Das war die einzige Mahlzeit für 3 Tage Arbeit. An eine weitere Bezahlung seiner Arbeit ist nicht zu denken.

Eigenartig mutet das Verhalten der deutschen Köchin an. Entweder ist ihr die Abgabe von Essen an Deutsche streng verboten oder aber, sie gibt im Interesse der Polen an eigene Landsleute nichts ab, da sie es mit den Polen nicht verderben will.

Wir wollen das Letztere nicht annehmen, sondern denken, dass es ihr verboten ist. Sollte es trotz des Verbotes nicht möglich sein, einem Deutschen auf irgend eine Weise doch etwas geben zu können? Wir glaubten, dass es sich ermöglichen lässt.

11.04.1946

1. Bei Frau Elisabeth Engelbrecht (s. 8.4.) erschienen wiederum die beiden Polizisten und holten ein großes Bild aus der Schlafstube, ein Knäuel Wolle und die Teppich-Kehr-Maschine.

2. Am Nachmittag besuchten 2 Zivilpolen (von Dubielzik und Helene Stürmer) den Matrosen August Mittelstädt. Nach längerem Verweilen kamen sie ziemlich schwer beladen wieder heraus. Mittelstädt selber musste einen Teil der geraubten Sachen tragen. Alles kam in die Wohnung der Polen bei Dubielzik.

(s. 4.4., S. 98/99)

3. In die Wohnung der geflüchteten Frau Ida Fischer sind Zivilpolen eingezogen. In dem Hause wohnt auch der Zimmermann Karl Ziebell. Die Polen durchsuchten selbstverständlich das ganze Haus. Dabei fanden sie das Handwerkzeug des Z. und nahmen ihm alles fort. Er bat dringend, es ihm doch zu lassen, da er damit sein Brot verdienen müsse. All sein Bitten hatte keinen Erfolg. Der eine Pole erklärte: „Ich bin Tischler und kann alles gut gebrauchen.“

4. Der Polizeikommissar bei Gustav Hennig brachte ein Esszimmer in seine Wohnung. Ich habe nicht erfahren können, bei wem es gestohlen worden ist.

Er wohnt seit dem 30.06. dort (s. S. 97). Vor seinem Einzuge war kein Vieh auf dem Hofe. Heute laufen 11 Hühner und 2 Puten dort, 5 Hühner kommen nach

seinen Reden noch hinzu. Es wird auch nicht lange dauern, meint er, dann steht auch eine Kuh im Stalle. Für die Polen alles, für die Deutschen nichts!

Wenn viele von den Zivilpolen sich so mit Hühnern versorgen, um tüchtig Eier essen zu können, ist die Bekanntmachung zu verstehen, in der es heißt: alle Hühnerhalter, in deren Hause kein Pole wohnt, haben sämtliche Hühner abzuliefern. Diese Bestimmung zeigt ganz deutlich, dass es den Polen nur auf ihre eigene Versorgung ankommt. Ob die deutschen Bewohner zu ihrer Ernährung auch etwas behalten, kümmert sie durchaus nicht.

Alle Maßnahmen der Polen in Bezug auf die Ernährung und Versorgung der hiesigen Bevölkerung werden nur für die Polen getroffen. Die deutschen Einwohner werden überhaupt nicht berücksichtigt. Diese kennt der Pole nur, wenn er sie zur Arbeit für sich benötigt. Für die Polen vermittelt wöchentlich ein Dampfer den Verkehr zwischen Stettin und Swinemünde. Damit können sie die zusammen geraubten Sachen nach Stettin befördern und dort zu Geld machen oder von dort aus mit der Bahn diese in ihre Wohnorte nach Polen bringen.

Auch der „Fritz“, der den Fährverkehr nicht mehr vermittelt, sondern nur zur Verfügung der poln. Verwaltung steht, macht häufig die Fahrt nach Stettin. Die Polen benutzen diese Gelegenheit immer aus.

Wehe dem Deutschen, der sich einfallen ließe, ebenfalls mitzufahren! Er kommt ja ohne Erlaubnis nicht einmal über den Kanal. Wie könnte er es daher wagen, einmal nach Stettin zu fahren. Mit Hohn und Spott würde man ihn nach Hause schicken, ja, was ich als gewiss annehme, er würde für seine Dreistigkeit eine Tracht Prügel erhalten.

Kein Pole arbeitet. Zu jeder Arbeit holt er Deutsche heran. Er nimmt sie, wo er sie trifft. Die Hausfrau, die irgend einen Gang über die Straße machen muss, und von dem Polen, der Arbeitskräfte sucht,

gesehen wird, wird von ihm nach seiner Arbeitsstelle beordert. Genau so geschieht es mit den Männern,

Mädchen und Jünglingen. Eine Ausrede gibt es nicht. Nicht nur die Zivilpolen suchen sich auf diese Weise die Arbeiter, sondern die Soldaten und die Polizei ebenfalls. Ist jemand gezwungen ins Dorf zu gehen, benutzt er nicht die Hauptstraße, sondern nur Nebenstraßen, Waldwege und Schleichwege. Es gibt heute eine Menge Nebenwege, die hinter den Häusern verlaufen, die die Verbindung zwischen den einzelnen Ortsteilen herstellen. Sie gehen häufig durch die Gärten, über die Acherstücke und Wiesenflächen, ohne dass der Besitzer das Benutzen des Weges verbietet. Das wird selbstverständlich der Fall sein, wenn einmal geordnete Verhältnisse wieder eingetreten sind.

Die Hauptstraße liegt für uns öde und leer da. Kein Einheimischer benutzt sie. Sie dient nur den Polen als Verkehrsmittel. Diese benutzen sie stark, denn sie gehen kaum zu Fuß. Entweder benutzen sie die Fahrräder, die sie uns wegnehmen oder sie fahren mit den Fuhrwerken ihrer Wirte. Die eigentlichen Pferdebesitzer sind nicht mehr Lenker ihrer Wagen. Sie müssen auf dem Hofe oder im Stalle arbeiten. Der bei ihnen einquartierte Pole fährt die Straße auf und ab. Manche haben noch nie ein Pferdegespann gelenkt. Krampfhaft halten sie die Leine mit beiden Händen fest und ziehen bald mit der linken, bald mit der rechten Hand daran. Die Pferde folgen dem Druck und so geht es im Zickzack die Straße entlang. Gefahren wird nur im Galopp.

12.04.1946

1. Die Polizei erscheint auf dem Grundstück der verstorbenen Familie Karl Engelbrecht. Bewohnt wird es von Frau Gertrud Merkel geb. Richter und der geschiedenen Ehefrau Anna Rieger geb. Henning mit ihrem Sohne. Der Stall ist offen. Im Schlosse steckt der Schlüssel. Die Polen schließen den Stall zu und stecken den Schlüssel ein. In der Nacht kamen sie wieder und durchsuchten den Stall. Sie nahmen mit, was sie an Wäsche- und Kleidungsstücken und anderen Sachen gebrauchen konnten.
2. Der Maler Otto Nöske muss dauernd für die Polen arbeiten, bald für die

Polizei und bald für die Wehrmacht. Dafür erhält er an der Mannschaftsküche sein Essen. Daher fühlte er sich vor Plünderung und Einquartierung sicher. Die Polen aber kehren sich nicht daran, ob jemand tatsächlich Dienst tut oder nicht. Die Hauptsache ist ihnen, dass sie wertvolle Sachen erhalten. Wenn diese nun auch bei denen vorhanden sind, die sie täglich zur Arbeit heran holen, werden wie auch dort beraubt.

Hierzu ist der Fall Nöske ein klarer Beweis. Zuerst quartierte man dort Polen ein. Die nahmen sämtliche Zimmer in Besitz. N. mit seiner Frau sollte im Stall und in der Werkstatt wohnen. Nach längeren Verhandlungen überließ man ihnen eine kleine Stube.

Aus den anderen Zimmern durfte N. nichts mitnehmen. Alles, was in den Schränken u. s. w. vorhanden war, betrachtet der Pole als sein Eigentum. „Alles mein“, sagte er zu N.

So behielten N. und seine Frau nur das, was sie gerade am Leibe trugen.

Das Bücherspind und das Herrenzimmer holten die Polizei und ein Zivilpole aber heraus.

3. Frau Hermann Winkler hatte noch 6 Stühle in ihrem Schlafzimmer. Der polnischen Polizei war dies bekannt. Frau W. hatte die Stühle gegen Lebensmittel vertauscht.

Heute kam die Polizei und wollte die Stühle abholen. Als sie vernahm, dass diese nicht mehr vorhanden waren, erhielt Frau W. viele Prügel, ja, sie wurde sogar mit dem Gewehrkolben gestoßen und geschlagen. So groß war die Wut der Polen, weil ihnen diese Beute entgangen ist.

4. Die hiesigen Schneidermeister Paul Wessel, Erwin Thoms und Christian müssen für die polnischen Soldaten und die Zivilpolen nähen. Für die Soldaten haben sie Uniformen zu ändern und aus geraubten Kleidungsstücken

Uniformen herzurichten. Die Zivilpolen lassen sich die geplünderten Anzüge umändern.

Für diese Arbeiten zahlen die Polen aber herzlich wenig. Sie versprechen alles, wenn sie die Arbeit bringen, nachher vergessen sie es aber gewöhnlich. Einige bringen etwas an Naturalien, wie Brot, Milch oder Mehl. Wenn die Schneider von der Bezahlung der Polen leben müssten, wären sie schon verhungert.

Ihre Haupteinnahmen liefern die Russen. Die Besatzung der „Lützow“ hat an ihren Matrosenanzügen und –hemden Änderungen nötig. Der eine will es weiter haben, der andere enger, jener verlangt es länger und dieser kürzer. Diese, wenig Zeit erfordernden Änderungen bezahlen sie gut mit Butter, Speck, Margarine, Talg, Brot, Mehl und Rauchwaren.

Seit heute ist den Schneidern das Arbeiten für die Zivilpolen fast unmöglich gemacht. Sie wurden mit ihren Maschinen in ein größeres Zimmer gebracht. Darin waren 3 Schneidertische aufgestellt. Hier sollen sie nun täglich von 8 – 17 Uhr, etwa 14 Tage lang, nur für die Soldaten arbeiten. Aus diesen 2 Wochen werden aber mehrere Wochen werden. Den Schneidern ist das gar nicht unlieb. Sie erhalten von den Polen Essen und können die übrige Zeit, vor 8 und nach 17 Uhr, für die Arbeit an den Russensachen verwenden.

Die Zivilpolen werden warten müssen oder, wenn sie Wert auf Fertigstellung ihrer Anzüge legen, anständig an Naturalien zu liefern haben.

13.04.1946

1. Gegen 1 Uhr nachts erschienen bei der Witwe Emmi Brandenburg ein polnischer Soldat und zwei Zivilpolen, um zu plündern. Sie kehrten alles um. Die Hauptsache bei der Plünderung war ihnen die Auffindung eines Radioapparates. Das war aber nur ein Vorwand. Sie ließen die kleinste Schachtel nicht undurchsucht und darin war gewiss kein Radio verborgen.

2. Als sie bei der Witwe B. nichts fanden, gingen sie zum Nachbar August Mittelstädt. Hier hatten sie mehr Glück. Sie fanden die Aussteuer der Tochter und mehrere Stand Betten. Auch hier wurde nach einem Radio geforscht. Das Gerät war aber schon von anderen Polen vor längerer Zeit geraubt worden. Das glaubten aber die Plünderer nicht. Sie durchstöberten gründlich und gewissenhaft die Zimmer, den Keller, den Hausboden, den Stall und den Stallboden. Hierbei entdeckten sie die angeführten Sachen.

Damit begnügten sie sich aber noch nicht. Sie gingen zu der Frau Brandenburg und forschten bei dieser nach, ob bei M. ein Radio versteckt sei. Sie erklärte ihnen, dass seine beiden Geräte ihm schon genommen wären. Darauf meinten sie, er könne ja drei Stück gehabt haben. Die Frau entgegnete, dass er nicht so wohlhabend sei, um 3 Geräte z. Zt. gekauft zu haben. M. habe persönlich nur einen Volksempfänger besessen. Der größere Apparat stammte von dem gefallenen Sohne her.

Die Polen sagten zu ihr: „Finden sie etwas, geht es ihnen schlecht.“ Die Frau ließ sich aber nicht einschüchtern und entgegnete: „Vom Etwasfinden ist keine Rede. Ich habe nur gesagt, dass sie kein Radiogerät finden werden. Ob die Leute sonst noch etwas versteckt haben, weiß ich nicht.“ Die Polen kamen nicht wieder.

3. Die Ehefrau des Fährmattrosen Wilhelm Richter und ihre Tochter Gertrud Merkel geb. Richter wollten einige Wäschestücke und Anzüge nach Kamminke in Sicherheit bringen. Jede hatte einen Rucksack voll. Morgens 5 Uhr machten sie sich auf den Weg, da um diese Zeit am leichtesten über die Fähre zu kommen ist. Sie kamen aber gar nicht bis an diese. Unterwegs, obwohl sie am Walde entlang gingen, traf sie die Streife und nahm ihnen die vollen Rucksäcke ab. Sehr betrübt machten sie sich auf den Weg nach Hause. Sie mussten noch froh sein, dass die Streife sie gehen ließ und nicht noch zu dem schweren Verlust einsperrte.

4. Als Junge habe ich beim Lesen der Indianergeschichten den hoch entwickelten Spürsinn der Indianer bewundert. Er erfüllte mich mit Bewunderung wenn ich las, wie diese Naturmenschen aus den kleinsten und geringsten Merkmalen, die unsere Augen völlig übersehen und gar nicht wahrnehmen, das Dagewesensein oder die Anwesenheit eines Feindes feststellten. Nur durch unablässige Übung hatten sie sich diese Fähigkeit erworben.

Heute lege ich mir die Frage: „Haben die Polen sich durch die monatelange Ausübung der Plünderungen eine ähnliche Fähigkeit im Auffinden von versteckten Sachen erworben?“ Dies ist beinahe anzunehmen. Verstecke, die unauffindbar schienen, wurden von ihnen entdeckt. Nur so ist es zu verstehen, dass noch immer neue Entdeckungen gemacht werden. Wie der Spürsinn bei den Indianern nicht gleichmäßig entwickelt ist, der eine besser die Fährte erkennt als der andere, so ist es auch mit dem Auffinden der Verstecke durch die Polen. Manches Anwesen ist von verschiedenen Polen schon mehrmals durchsucht worden und nichts wurde mehr vorgefunden. Die Bewohner freuten sich und dachten, dass sich dies bei den Polen rundsprechen würde und sie vor weiterer Plünderung verschont bleiben würden. Das war ein Fehlschuss.

Irgend ein Pole kommt auf den Gedanken, dort oder hier noch einmal sein Glück zu versuchen und seine Arbeit ist nicht vergebens. Er entdeckt die bisher nicht gefundenen Verstecke.

So erging es auch der schon oft heimgesuchten Frau Elisabeth Engelbrecht geb. Wannmacher. Die Anzüge ihres aus der Gefangenschaft noch nicht heim gekehrten Mannes und die ihres 11-jährigen Sohnes waren so untergebracht, dass trotz der oftmaligen und gründlichen Durchsuchung aller Räume des Hauses und des Stalles, sie bisher nicht aufgefunden wurden. Die Frau freute sich darüber und dachte diese Sachen zu retten.

Da kam am 13.04. die polnische Polizei, die schon oft bei ihr Haussuchung gehalten und fast alles Brauchbare mitgenommen hatte, noch einmal zur Durchstöberung aller Räume und diesmal finden sie auch dieses Versteck.

Selbstverständlich wird alles eingesackt und fort geschafft. Auf wiederholtes und dringendes Bitten lässt man der Frau einen Anzug für den Jungen.

5. Die Ehefrau des gefallenen Erich Simon hatte ihre Kleider und Wäsche sowie die Anzüge ihres Mannes in den Wiesen versteckt. Die Wiesen umfassen eine große Fläche. Doch wurde alles aufgefunden. Entweder haben sich die Polen die Mühe gemacht und die weite Fläche schrittweise abgepiekt oder sie haben die Stelle an irgend einem Merkmal entdeckt.

Die Sachen waren natürlich vollständig durchnässt. Die Finder trugen sie nicht selber nach ihrem Quartier, sondern bestellte Deutsche, die sie holen mussten. Deutsche mussten auch alles durchspülen und zum Trocknen aufhängen. Der Finder war der Zivilpole bei dem Landwirt Max Wellnitz. Dorthin wurde alles gebracht.

Sehr viele Kaseburger lassen die vergrabenen Sachen lieber in der Erde verkommen als dass sie dieselben heraus holen. Verloren sind sie auf alle Fälle. Wenn sie in den feuchten und nassen Verstecken verfaulen, bekommt sie doch der Pole nicht und kann sich daran nicht bereichern.

6. Die oben angegebenen Sachen gehörten nicht alle der Frau Simon. Eine ganze Menge war Eigentum der Schlächtermeistersfrau Albert Stürmer. Auch war dabei deren ganzer Besitz an Geld- und anderen Schmucksachen. Die wertvollsten Schmucksachen sind bei. Hier will ich kurz das Schicksal der Eheleute Stürmer erzählen. Beide wurden im Anfang Oktober 1945 von den Polen verhaftet. Der Grund der Verhaftung war die schlechte Behandlung der bei ihnen in Arbeit gegebenen polnischen

Zivilgefangenen. Sie wurden der polnischen „Geheimen Staatspolizei“ in Swinemünde übergeben. Als ich am 25.10.1945 ebenfalls verhaftet wurde, traf ich beide dort im Gefängnis. Bei

meiner Entlassung aus der Haft, am 05.11.1945, waren sie noch dort. Anfang März 1946 bekam ich von einem aus der polnischen Gefangenschaft entlassenen Mann aus Pritter zu erfahren, dass die Eheleute Stürmer im Gefängnis gestorben seien. Sie wären von den Polen tot geprügelt wurden, berichtete mein Gewährsmann weiter.

Hiesige Einwohner haben mit dem Leichenbestatter aus Swinemünde gesprochen. Der erzählte ihnen, dass die Polen die beiden Leichen einfach in einen Bombentrichter geworfen hätten. Er habe sie heraus geholt und begraben.

Ihr Haus mit Schlachthaus hierselbst bietet einen traurigen Anblick. Fenster und Türen stehen offen und sind entzwei. In den Zimmern ist nichts heil oder ganz. Die Decken und Fußböden sind aufgerissen und nach Schätzen durchwühlt. Die Möbel sind demoliert.

Im Laden und Schlachthaus sieht es nicht besser aus. Alle Kessel und Maschinen sind vernichtet und sonstige Anlagen entzwei geschlagen.

Große Werte sind hier durch die Wut der Polen zugrunde gegangen. Mit großen Kosten sind der Laden, das Schlachthaus und die großen neuzeitlichen Kühlanlagen mit Hilfe der Militärverwaltung im Herbst 1945 fertig geworden. Kein Fleischereibetrieb im Kreise Usedom-Wollin war so fortschrittlich und praktisch eingerichtet wie dieser. Jetzt ist alles zerstört und wird wohl nie wieder aufgebaut werden, zumal Stürmer's kinderlos waren.

Nacht vom 14./15.04.1946

1. Die Polen brachen die Ställe bei dem Bäckermeister Franz Zaepernick und dem Elektriker Siegfried Prauser auf und durchwühlten alles. Bei Z. war nichts mehr zu holen, während sie bei P. viele Wäsche- und Kleidungsstücke, die in Kiepen und Waschbehältern lagen, mitgehen ließen. Diese Sachen sollten alle noch nach Kamminke gebracht werden. Die Arbeit ist P. von den Polen erspart.

Der Stall ist ziemlich klein und liegt hinter dem viel größeren ziemlich versteckt. Bisher war er nie beachtet worden.

2. Die Köchin, Gertrud Aust bei den poln. Offizieren hatte um 23.30 Uhr noch Licht zu brennen, da sie von ihrem Dienst soeben erst nach Hause gekommen war. Die Streife wurde das Licht gewahr und begehrte Einlass. Sie fragten hart und streng: „Warum noch Licht?“ Als ihnen der Grund angegeben wurde, gaben sie sich zufrieden und zogen ab. Nicht einmal Licht darf bei den Deutschen spät abends brennen. Die Polen dagegen lassen ihre Lampen Tag und Nacht nicht ausgehen.

3. Die helle, stille Nacht erschien einigen Einwohnern günstig, um bisher gerettete Sachen nach Kamminke in Sicherheit zu bringen. Sie hatten sich ein Boot besorgt und wollten von Ryck aus die Fahrt antreten. Als sie beim Einladen waren, sahen sie die poln. Streife ankommen. Den Personen gelang es noch zu entkommen. Die Sachen wurden allerdings eine Beute der Polen.

14.04.1946

Unsere Schwägerin, die Schwester meiner Frau, wollte nach hier, um sich Fische von ihrem Bruder zu holen. Sie kam an die Fähre, die Fährleute erklärten ihr: „Wir dürfen heute und morgen keine Deutschen befördern, weder von außerhalb nach Kaseburg noch umgekehrt.“ Sie war gezwungen wieder umzukehren. Der Grund dieser Sperre ist nicht bekannt.

15.04.1946

1. Zwei polnische Wachleute von der Fähre räumten heute morgen bei Richart Fandrich die Holzhaufen nach, ohne Beute zu finden.

2. Heute nachmittag musste ich bei dem Polen, der bei dem Fischer Friedrich Stürmer wohnt, den Garten umgraben helfen. Ich ging gegen 11 Uhr zu meinem Schwager, um wegen Fische nachzufragen. Um von dem Polen nicht gesehen

zu werden, ging ich hinter den Häusern entlang, über den Acker. Dieser Pole wurde mich doch gewahr und fragte mich, ob ich ihm nicht graben helfen könne.

Notgedrungen musste ich mich dazu bereit erklären, denn man weiß ja nicht, wie er zu den Deutschen eingestellt ist. Ich sagte ihm aber, dass ich meiner Frau erst Bescheid sagen müsste. Das sah er auch ein.

Gegen 2 Uhr ging ich dann hin. De Pole und seine Frau waren schon bei der Arbeit und waren erfreut, dass ich kam. Der Mann spricht ziemlich deutsch und hat sich mit mir während des Grabens dauernd unterhalten.

Ich erhielt Kaffee mit Stullen. Als wir gegen 6 Uhr fertig waren, sagte ich, dass ich nach Hause ginge. Er fragte mich aber: „Ja, wollen Sie denn kein Abendbrot essen?“ Da ich das verneinte, weil meine Frau auf mich wartete, gab er mir ein halbes Brot. Damit tat er uns einen großen Gefallen, denn an Brot kann es nicht genug werden. Ich musste ihm noch versprechen, am nächsten Nachmittag wieder zu kommen.

Erwähnen muss ich noch, dass der Pole mit seiner Frau mitgruben. Sie ließen nicht etwa mich allein arbeiten und sahen zu.

3. Seite 104 berichtete ich, dass der Landwirt Karl Arndt von all seinem Vieh nur noch ein $\frac{3}{4}$ -jähriges Fohlen behalten hat. In der Nacht vom 13. auf den 14.4. haben die Polen ihm auch noch das Fohlen heimlich genommen. Nun ist eine ziemlich große Wirtschaft ohne jegliches Vieh vorhanden. Selbstverständlich kann kein Acker bestellt werden, daher muss die Not in der Familie groß werden, wenn hier nicht heimlich geholfen wird.

Diese Wirtschaft stammt aus der Zeit Friedrich des Großen. Ein verdienter Unteroffizier erhielt sie als Belohnung für seine langjährigen treuen Dienste. Die Papiere darüber befinden sich im Besitz des Arndt. Hoffentlich rettet er sie vor den Polen. A. selber ist ein Nachkomme aus der Familie des bekannten

Freiheitsdichters Ernst Moritz Arndt.

4. Der Besitzer der größten Wirtschaft in Orte, Bauer Otto Janson, hat die Herrschaft abtreten müssen, an einen noch sehr jungen Bruder des schon öfters erwähnten Stanislaus. Der ist dann auch immer da und leitet die Wirtschaft. Am 10.04.1946 wird gesagt, dass er Männer zum Dreschen suchte. Es wurde das letzte Korn ausgedroschen. Dem Bauern O. Janson überließ er sage und schreibe 1 Zentner Roggen, damit muss er reichen bis zur neuen Ernte. Alles übrige gebraucht er für sich und andere Polen oder macht es zu Geld.

16.04.1946

1. Meinem Versprechen gemäß ging ich am Nachmittag wieder zu dem Polen. Er sagte mir: „Heute wollen wir pflügen.“ Ich entgegnete: „Wenn Sie das können, mag es gehen, ich habe keine Ahnung davon.“ Ein Pferd und einen Pflug hatte er besorgt. Es zeigte sich aber, dass er davon genau so wenig verstand wie ich, nämlich nichts.

Nach längeren Versuchen kamen wir langsam zum Zug. Der Pole führte den Pflug und ich lenkte das Pferd. So zogen wir Furche um Furche. Es war aber deutlich zu sehen, dass keine Fachleute die Arbeit geleistet haben. Die Furchen waren krumm und schief. Wir hatten den ganzen Nachmittag etwa so viel Land umgepflügt, als ein Landmann in einer Stunde fertig bringt. Das kümmerte mich aber nicht. Für mich war die Hauptsache, dass ich Kaffee und Abendbrot erhielt. Das bekam ich auch.

2. Den Polen muss es große Freude bereiten, wenn sie wissen, dass die Deutschen hungern müssen. Daher gibt es keine Verteilung von Lebensmitteln, daher verboten sie den Landwirten den Verkauf oder das Verschenken von landwirtschaftlichen Erzeugnissen an die Dorfbewohner, daher erging das selbe Verbot an die Fischer für ihre Ware. Aber die Fischer vergaßen ihre Landsleute nicht. Dem Polen war das bekannt. Die Untersuchung der Handtaschen, Rucksäcke u. s. w. auf der Dorfstraße lieferte keine Beweise für die Übertretung

des Verbotes. Wurde jemand mit Fischen angetroffen, dann waren sie von den Russen oder waren in der Kaiserfahrt aufgefischt, da die Russen darin täglich mit Handgranaten und Bomben fischten.

Die Angelegenheit ließ ihnen aber keine Ruhe. Endlich glaubten sie ein Gegenmittel entdeckt zu haben. Von heute ab fährt mit jedem Fischerboot ein Pole als Aufsichtsbeamter mit. Mit dieser Methode wird der Pole aber kein Glück haben. So lange er im Boote ist, wird nur wenig oder auch nichts gefischt. Der Fischer wird sein Werk danach einrichten. Das kann er, ohne dass der Pole die Absicht merkt. Auch wird er, um dem Polen sein Amt zu verleiden, sich hauptsächlich auf die Nachtfischerei einstellen. Ob der Pole es lange aushalten wird, jede Nacht auf dem Wasser zuzubringen?

17.04.1946

1. Diese Frage wurde heute schon gelöst. Den Fischern wurde bekannt gegeben, dass sie von 20 – 4 Uhr nicht auf dem Wasser sich aufhalten dürften. Die Polen begründeten dies Verbot mit der Annahme, dass die Fischer den Kaseburgern bei ihrer nächtlichen Flucht behilflich seien.

Das ist selbstverständlich der Fall gewesen, aber nicht in dem Maße, wie die Polen es annahmen. Die meisten Flüchtlinge benutzen andere Boote.

2. In der Nacht um 1 Uhr kamen 2 Wachleute der Polen in die Wohnungen der Frauen Liesbeth Stürmer, Helene Rückert und Maria Trampke. Ihr Eindringen begründeten sie damit, dass sie angaben, sie hätten Auftrag nachzusehen, ob bei ihnen Koffer u. s. w. gepackt ständen, da sie flüchten wollten. Die Frauen denken nicht an eine Flucht. Es war seitens der Polen nur ein Vorwand, um in den Zimmern und anderen Räumen noch einmal nach Plünderungsgut Umschau zu halten. Sie konnten aber nichts finden.

Vor einigen Tagen beobachteten 2 Russen, wie August Mittelstädt etwas in einem Holzhaufen verbarg. Er gab auf die Russen nicht acht, da diese gewöhnlich sich nicht daran kehren; doch diese beiden machten eine

Ausnahme. Sie holten sich heute den Polizeikommissar, der im Schliep'schen Hause wohnt und holten mit dem die im Holzhaufen versteckten Sachen heraus.

4. Die Polen besuchten heute den früheren Schiffsführer Bublitz, der sich in einer Baracke des RAD häuslich eingerichtet hatte.

Vor einigen Tagen hatten sie die Baracke des geflüchteten Julius Neumann ausgeräumt und dabei eine Doppelwand entdeckt und in diesem Hohlraum mehrere Nähmaschinen und vieles andere vorgefunden.

Auch bei Bublitz fanden sie diese Einrichtung vor und holten 3 Radioapparate heraus und 2 Fahrräder. B. erhielt auch noch Prügel.

18.04.1946

1. In dem früheren RAD-Lager wohnte auch der Motorbootsführer Paul Hartung. Es war klar, dass die Polen auch seine Räume durchsuchten, da sie bei Neumann und Hartung damit guten Erfolg gehabt hatten. Um nun Hartung keine Zeit zum evtl. Fortschaffen der verborgenen Sachen zu geben, erschienen sie schon am 18.04.46 in der Frühe bei ihm. Hier machten sie den größten Fang.

Hartung hatte von verschiedenen Verwandten deren wertvollsten Wäsche- und Kleidungsstücke bei sich verborgen. Arndt, Karl; Konrad, Friederike; Richter, Otto; Braun, Lisa, die Verwandten seitens seiner Frau waren, hatten ihm ihre Sachen anvertraut. Sein Schwager Wilhelm Raseck und ein guter Bekannter, Peter Eichert, hatten den Hohlraum zwischen den Doppelwänden für durchaus unauffindbar gehalten und ihren Besitz dort hin gebracht. Selbstverständlich waren auch seine eigenen Werte dort versteckt.

Die Polen holten alles heraus und räumten den Hohlraum gänzlich aus. Ein ein-

spänniges Fuhrwerk schaffte den Raub nicht ganz fort, sondern musste noch einmal fahren.

2. Bei der Landwirtin Minna Köhler, früher Richard Sellin, hatte sich ein Zivilpole einquartiert. Zu Anfang begnügte er sich mit den Möbeln seiner Wirtin. Nach einiger Zeit warf er diese einfach hinaus, mochte die Frau sehen, wo sie damit blieb. Als Ersatz holte er sich aus dem RAD-Lager die Einrichtung des geflüchteten Julius Neumann.

Frau Köhler hatte ihre Schlafdecken zur Aufbewahrung zwischen den Doppelwänden auch dort hin gebracht. Als man dort nun alles fand, jammerte sie um die Decken. Der Pole merkte das und fragt, was los sei. Niemand will recht antworten, bis Anna Sellin, ihre Nichte, dem Polen es sagt. Er fragt: „Warum dort verstecken, warum nicht hier gelassen?“ Die Antwort kann nur lauten: „Aus Angst vor den Polen.“ Ob der Pole nun darüber ärgerlich war, dass ihm die Decken entgangen sind oder ob er annimmt, dass noch anderweitig Sachen verborgen und damit seinen Zugriff entzogen sind, ist unbestimmt. Jedenfalls war er so wütend, dass er alle Personen, nämlich Frau Köhler, ihre Mutter und Schwester mit Mann auf die Straße setzte und ihnen das Haus verbot.

Dort bleiben durfte nur die junge Anna Sellin, die dem Polen wirtschaften soll.

Es muss noch erwähnt werden, dass Frau Köhler krank ist und meistens im Bett liegt. Daran kehrte der Pole sich nicht. Er brachte es sogar fertig, die kranke Frau zu schlagen. Das ist ein Zeugnis von der lieblosen Gesinnung und dem gefühllosen Charakter dieses Polen.

3. Der Polizeikommandant war beim Friseur Johannes Kühl, um sich die Haare schneiden zu lassen. Da erschienen 2 Polen und forderten den Schlüssel zur Wohnung des geflüchteten Heinrich Petersen, der von K. eine Zweizimmer-wohnung gemietet hat.

Der Polizist jagte aber die Polen fort und K. glaubte die Sachen gerettet. Als das Haarschneiden fertig war, forderte dieser aber die Schlüssel zu der Petersen'schen Wohnung und plünderte nun für eigene Rechnung.

Der Pole hatte also seine Landsleute nicht abgewiesen um dem Besitzer das Eigentum zu erhalten, sondern nur deshalb, weil er selber dieses haben wollte. Wir haben das schon häufiger erlebt, dass die Polen sich gegenseitig bestehlen.

Die Wache an der Fähre nimmt den Zivilpolen, die mit den gestohlenen Sachen nach Swinemünde wollen, manchmal diese fort, namentlich, wenn sie unter den selben Radiogeräte vermuten.

19.04.1946

Es ist verständlich, dass der Mensch aus Sorge um sein ihm entwendetes Eigentum allerlei Pläne entwirft, dieses wieder zu erlangen. Beim Entwurf derartiger Pläne muss darauf Bedacht genommen werden, ob sie überhaupt durchführbar sind oder nicht. Jedes Für und Wider muss genau durchgeprüft werden. Ferner ist zu überlegen, ob man allein zur Durchführung des vorgenommenen Planes genügt oder ob Hilfskräfte dazu nötig sind. Wenn Letzteres der Fall ist, muss besonders scharf dahin überprüft werden, ob bei etwaigem Scheitern des Unternehmens der Hilfeleistende auch Schaden nehmen kann. Wenn dies der Fall sein sollte, ist lieber auf die Ausführung des Planes zu verzichten oder das Risiko muss alleine getragen werden. Wie schwer sich falsche Überlegungen auswirken können, zeigt folgender Fall.

Die Landwirtin Liesbeth Lebbin hatte sich mit dem bei ihr einquartierten Polen entzweit und war vor einigen Tagen nach Kamminke geflüchtet. Dort fehlte ihr die Kuh, denn sie war an die Milch gewöhnt. Auch vermisste sie die Eier. Sie kam zu dem seltsamen Entschluss, die Kuh und die Hühner dem Polen zu

entwenden und nach Swinemünde zu bringen. Wenn die Frau alle Möglichkeiten dieses Planes überlegt hätte, müsste sie erkannt haben, dass die Durchführung desselben unmöglich sei. Erstens, war der Pole mit seiner Frau in der Wirtschaft, zweitens, war das Vieh nicht über die Fähre zu bringen. Es gab nur eine einzige Möglichkeit, die die Ausführung erfolgreich machen konnte: Der Pole und seine Frau mussten gleichzeitig abwesend sein und dann mussten in der Kaiserfahrt zu diesem Zeitpunkt zwei Koppelboote zur Aufnahme des Viehes bereit liegen. Diese Voraussetzungen waren nicht gegeben.

Trotzdem kam Frau Lebbin nach hier und begab sich in die Nähe ihres Hauses. Der Pole wurde sie gewahr und rief sie an. Da entfloh sie eilig zu ihrer Nachbarin Frau Eckhardt und von dort, vom Polen ungesehen, weiter. Dieser vermutete sie bei Frau E., kam dorthin und fragte: „Wo Frau?“ Frau E. wusste natürlich von nichts und der Pole ging verdrießlich fort. Er kam aber bald wieder und nahm aus Ärger über den Misserfolg seiner Verfolgung der Frau Lebbin bei der Frau Eckhardt den Schreibtisch und aus dem Keller allerlei Geschirr. Dies war gar nicht Eigentum der Frau E., sondern gehörte der Frau des Bäckermeisters W. Zandtke. Es war hier nur untergestellt worden.

Nacht vom 19./20.04.1946

Dem Arbeiter Walter Lüdtker holten die Polen heimlich das Milchschaft aus dem Stalle. Täter war die nächtliche Polenstreife.

20.04.1946

1. Polnische Soldaten plünderten bei dem früheren Steinsetzmeister, jetzigem Fischer, Albert Draeger. Sie nahmen ihm seinen letzten Anzug und 7000 RM Geld ab.

2. Vor einigen Tagen hatte man ihm einen Anzug und eine Joppe abgenommen. Essgeschirr u. s. w. wurde geraubt bei den Ehefrauen Amanda Näthke geb. Hellwig und Else Beyer geb. Mietzner. Erstere hat Tag und Nacht für die Polen aus gestohlenem Stoff Tag- und Nachthemden, Unterhosen und andere Bekleidungsstücke nähen müssen. Zum Dank nahm man ihr jetzt das Geschirr ab.

In der selben Nacht nahmen die Polen bei dem Landwirt Otto Rätz ein etwa

4 Ztr. schweres Schwein und bei dem Bauern Wilhelm Berndt einen jungen Bullen aus dem Stalle.

Nachtrag der späteren Mordfälle, aufgezeichnet nach glaubhaften Berichten, durch Gerhard Richter 1996.

Der Großvater von Siegfried Prauser (Seite 121), der *Schuster Gehrig* , wurde am Kanal erschossen.

Ebenso am 17. Juli 1964 *Anna Prauser*, geb. Gehrig und *Johanna Gehrig* geb. Dross.

Frau *Ida Erdmann* soll mit einem Brunnenhaken erschlagen worden sein.

Der Fischer *Julius Gringmann* und seine Frau *Maria* geb. Lüdtkke wurden auf der Flucht in einem Ruderboot erschossen.

Paul Hartung (Seite 127) und seine Frau *Anna* geb. Arndt (Lohberg), sie hatten erst 1945 geheiratet, wurden beide erschossen als sie bei einer Plünderung einen Fluchtversuch Richtung Wald machten.

Paul war sofort tot, Anna, die Schwester meiner Großmutter, starb nur wenig später im Krankenhaus in Swinemünde.